

Deutsche Freiheit

Einzig unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 92 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Samstag, 21. April 1934

Chefredakteur: M. Braun

Aus dem Inhalt

Wohin geht Tsczki?

Seite 2

Was Autorennfahrer verdienen

Seite 3

Die Gläubigerkonferenz

Seite 4

Der ermordete Prophet

Seite 7

Berlin zu allem entschlossen!

Gestern und heute

Wir haben in Deutschland jetzt eine Arbeitsschlacht. Führer erscheinen an der Front, bewehrt mit Festspaten, und schippen dann drei symbolische Häufchen Erde. Die proletarische Infanterie sieht zu, wie die Szene fotografiert wird und entdeckt am anderen Tage die Bilder in der Zeitung. Ueberschrift „Die Arbeitsschlacht tobt“, wie wir dieser Tage in einem Blatte des „dritten Reiches“ dreifingerhoch lasen. Sie tobt! Sie brüllt! Der Sieg ist schon gewiß.

An der Spitze des Heeres steht Staatsrat Dr. Ley. Er besichtigt, er geht durch Spaliere, er teilt das deutsche Volk in anständige Menschen und in Verbrecher ein. Er ist ein Widersacher des Intellekt und ein Anhänger des Instinkts, denn jedes neue Examen habe „eine neue Dreckschicht“ auf die Urkraft der Gefühle gelegt, wie er jüngst unter stürmischem Beifall seiner Freunde in Köln sagte. Der Führer der deutschen Arbeitsfront ist ein Apostel, der schon durch sein Erscheinen soziale Wunden heilt und Lohnabbau stillt.

Apostel aber reden nicht immer zur gläubigen Gemeinde; sie sitzen auch gerne an Tafeln. Hier erst wird der Mensch „menschlich“. Von dem Dr. chem. Ley war seit langem bekannt, daß ihm die Wein- und Biergläser lieber waren als die Reagenzgläser im Laboratorium von Leverkusen. Die Quantität des Alkohols schlug in die Qualität seiner Begeisterung um, und so führte er die Sache des Nationalsozialismus von Erfolg zu Erfolg.

In Aachen ist es jüngst passiert. Ley war hier in der Arbeitsschlacht strategisch tätig. Am Abend saß er in der Sappe „Quellenhof“, dem feinsten Hotel der Badstadt. Der Heeresbericht verzeichnet an diesem Abend eine Wein- und Bierrechnung von 1500 Mark, natürlich über deutsche Weine und Biere.

Nachher hatte Ley Verlangen nach leichter Kavallerie. Auf seinen Befehl mußte in vorgerückter Stunde das Ballett des Aachener Stadttheaters antreten. Das „Grenz-Echo“ im nahen Eupen erzählt, daß die Ballettmeisterin Frau B., die ihrem Schatz anvertrauten jungen Damen nur mit Mühe vor allzu drastischen und handgreiflichen Beifallsausbrüchen bewahren konnte. Der Saal hallte wider vom Toben der Arbeitsschlacht, Zeuge des neuerstehenden Geschlechts spartanischer Führer.

Zweite Szene, etwas zurücklegend: Mailand. Ein großer Mercedes fährt vor dem schönsten Hotel der Stadt vor. Ein kleiner dicker Mann springt mit Begleitung heraus und herrscht den erschreckten Direktor mit bligblauen Augen an: „Kennen Sie mich nicht? Reservieren Sie mir sofort die besten Zimmer!“ Als der Direktor einen Augenblick zögert, fährt der jähle Gast fort: „Ich bin Dr. Ley, Führer der deutschen Arbeitsfront, mit den Kompetenzen eines Reichsministers. Richten Sie sich danach!“ Er bekam die besten Zimmer. Ley und seine Adjutanten traten auch sonst noch werbend für die deutsche Sache ein. Einer von ihnen unterhielt sich mit dem Direktor über Hitler und Mussolini: „Ja, gewiß, Mussolini ist bedeutend. Aber Hitler! In Deutschland gibt es doch im Gegensatz zu Italien überhaupt keine Arbeitslosen mehr.“

Am nächsten Tage sprach ganz Mailand von den heldischen Deutschen. Die Kellner schlichen respektvoll an ihnen vorbei, sie erzitterten vor Zimbarn und Teutonen in der norditalienischen Tiefebene.

Wir sind nicht kleinbürgerlich. Wenn wir der Weimarer Epoche einen Vorwurf machen, so den, daß sie nicht den mindesten Sinn für Repräsentation besaß. Welch kümmerliche Bratenröcke trug Friedrich Ebert! Ein früherer Reichsminister fuhr mit einem Diontauto, aus dessen Polstern das Seegrass quoll. Man stelle sich Hermann Müller in SA-Uniform vor und Heinrich Brüning mit dem Ehrendolch. Der verstorbene frühere Kultusminister Preußens, Konrad Haenisch, hat einmal öffentlich verlangt, man möge Orden und Ehrenzeichen für Verdienste um die deutsche Republik einführen. Eine naheliegende Idee, die treffend von der Schwäche der Menschen ausging, aber sie vertrat sich nicht mit der ostalen Weimarer Republik. Haenisch erntete Angriffe und Hohn.

Heute ist das anders. Täglich neue Uniformen, höhere Titel, andere Abzeichen, frische Ligen. Es ist ein Glanz um die Leys, die Streichers, um jeden Gauzeuwaligen mit dem goldenen Blatt auf dem Spiegel. Sie leben ihrem Führer nach, den Baldur von Schirach besingt:

... und seine Seele an die Sterne strich —
und er doch Mensch blieb so wie du ich ich.

Wie du und ich! Man denke! Solche Seelen können nicht immer an Sternen streichen. Manchmal sitzen sie tief unten in Auerbachs Keller, und es ist ihnen ganz kabbalistisch wohl.

Argus.

Berlin, 20. April.
Die gesamte deutsche Presse entziffelt seit Tagen einen Enttäuschungssturm gegen Frankreich, dem die alleinige Schuld an dem Scheitern der Abrüstungsgepräche zugeschoben wird. Offenbar hat die Presse Anweisung erhalten, in ihren Kommentaren alles zu vermeiden, was in England und Italien verkündend wirken könnte, weil man immer noch mit gewissen Möglichkeiten rechnet, die eine Fortsetzung der italienischen und englischen Vermittlungsversuche bringen könnten. Unmittelbar nach der Veröffentlichung der ablehnenden Note Frankreichs an England setzte man einige Hoffnungen auf die enttäuschende Wirkung der schroffen französischen Haltung in London. In maßgebenden politischen Kreisen ist man aber jetzt schon der Überzeugung, daß die tatsächliche Prüfung der französischen Note in England doch stärkeren Eindruck gemacht hat, als die deutsche Presse öffentlich zugeben darf.

Die französische und die deutsche Front stehen sich nun starr und man darf wohl sagen, feindselig gegenüber. Man ist sich in Berlin seit langem klar darüber, daß Frankreich weder abräumen noch auf ein Höchstmaß an Garantieleistungen verzichten wird, wenn es einer Abrüstungskonvention zustimmen soll. Andererseits darf man sich aber nicht verhehlen, daß die Rüstungspolitik der deutschen Reichsregierung nicht weniger entschlossen ist. Man erwartet hier, daß Frankreich in Genf versuchen wird, eine Rüstungskonvention zu erhalten, die Deutschland mit der ultimativen Forderung zum Beitritt vorgelegt werden soll, oder daß Frankreich eine Aktion des Völkerbundes wegen Verletzung der Rüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages gegen Deutschland einleiten läßt. Es darf kein Zweifel darüber obwalten, daß die Reichsregierung entschlossen ist, in beiden Fällen abzulehnen und entschiedenen Widerstand zu leisten. In diesem Zusammenhang gewinnt eine Stelle in der sonst friedlichen Rede des obersten Stadtherrn Röhm vom 18. April vor Vertretern der ausländischen Presse Bedeutung. Er sagte:

„Dieser bewusste Friedenswille Deutschlands läßt aber niemanden auch nur den Funken einer Hoffnung, ungeachtet an die deutsche Zukunft rühren zu dürfen. Jeder Einbruch in die Reichsgrenzen wird nicht nur das Reichsheer, sondern das gesamte Volk bis zum letzten Mann zur totalen Abwehr bereitzustellen.“

Daraus folgert man, daß Deutschland irgendwelche Sanktionen oder auch nur bestimmte einseitige Kontrollen in der entmilitarisierten Zone nicht zulassen werde.

Die Versuche, England und Italien möglichst von Frankreich zu trennen, hindern die Reichsregierung nicht, das Luftfahrtministerium gerade jetzt in einem Maße auszubauen, das in London beunruhigende Aufmerksamkeit erregen muß. Das Luftfahrtministerium wird zu einer Sonderverwaltung über das ganze Reich ausgedehnt und erhält ein Netz von 16 Luftämtern. 21e vier westlichen sind Darmstadt, Frankfurt a. M., Köln und Stuttgart.

Da jede oppositionelle Kritik unterbunden ist, bleibt schwer zu sagen, ob die Massen des deutschen Volkes schon den ganzen schweren Ernst der Lage erkennen und ob sie sich über die Folgen der deutschen Aufrüstungspolitik im klaren sind.

Stärkung der britischen Luftstreitmacht

London, 20. April. Die Nachricht von der Neuordnung der deutschen Luftfahrt durch Errichtung von 16 Luftämtern findet große Beachtung und wird von einem Teil der Presse als Hauptmeldung des Tages behandelt. Der Berliner „Times“-Berichterstatter spricht von einem weiteren Beispiel der allmählichen Durchführung der Reichsreformpläne und fügt hinzu, die neue Organisation sei auch insofern vorteilhaft, als Deutschland ja die Absicht verkündet habe, eine defensive Luftstreitmacht zu schaffen. Der Berliner Mitarbeiter der „Morning Post“ bemerkt, der Sitz der 16 Luftämter sei von jedem Gesichtspunkt betrachtet gut gewählt. Die „Daily Mail“, die ihren Feldzug für die Stärkung der britischen Luftstreitmacht heute wiederum mit einem Leitartikel fortsetzt, sagt, General Göring sei jetzt der vollkommene Meister über jede Art von Luftfahrzeugen des eigenen Landes erteilt. Kehtlich äußert sich „News Chronicle“, dessen Berliner Berichterstatter außerdem noch bemerkt, von den 16 Ämtern seien viele in den Grenzbezirken gelegen, und ihre Hauptaufgabe werde es sein, Vertiefungen vorzulegen gegen Luftangriffe zu treffen.

Keine antideutsche Kundgebung

Zwiespältige Stimmung in England

London, 20. April. Der diplomatische Berichterstatter des „Daily Herald“ bezweifelt, ob das Büro der Abrüstungskonferenz tatsächlich am 20. April zusammentreten wird. Jedenfalls würde es sich um eine rein formelle Sitzung handeln, denn die Lage sei so ernst, daß sie nur vom Hauptauschuss selbst behandelt werden könne. Man müsse sich vor Augen halten, daß die französische Regierung in ihrer letzten Note nicht nur die Tür für weitere unmittelbare Besprechungen, sondern sogar auch für jede Erörterung der Abrüstungsfrage in Genf geschlossen habe. Sie habe ferner erklärt, daß es unmöglich sei, ein Abrüstungsabkommen abzuschließen oder die „Ausführungsbedingungen“ zu behandeln, wenn Deutschland nicht nach Genf zurückkehre. Gleichzeitig aber habe die französische Regierung den Besprechungen ein Ende gemacht, die allein die Möglichkeit boten, Deutschland zur Rückkehr nach Genf zu veranlassen. Der Berichterstatter ist der Ansicht, daß Frankreich versuchen werde, die Konferenz zu einer Körperschaft zu machen, die Deutschland zur Beobachtung der Einschränkung des Versailler Vertrages zwingen soll.

Der politische Berichterstatter der „Morning Post“ sagt: In politischen Kreisen rechnet man mit der Möglichkeit, daß die britische Regierung noch einen weiteren Rettungsversuch unternimmt und ein Kompromiß zwischen dem deutschen und dem französischen Standpunkt vorschlagen wird. In Kreisen, die der Regierung nahestehen, wurde gestern Abend erklärt, die Hoffnung auf Erreichung einer Abrüstungskonvention sei noch nicht aufgegeben worden.

Der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“ erklärt, daß Ton und Inhalt der letzten französischen Note nicht nur die britische Regierung, sondern auch französische Vertreter in verschiedenen Hauptstädten vollkommen überrascht habe. Auch Belgien und Polen waren nicht darauf gefaßt. Die vorletzte französische Note hatte zwar schon bei einigen britischen Ministern den Verdacht erregt, daß Frank-

reich auf die Beendigung dieser Verhandlungen abziele. Man hatte aber angenommen, daß die darauf von London gestellte Frage wegen der französischen Garantiewünsche Paris von einem solchen Schritt abhalten würde. Barthou habe sich bis zum letzten Augenblick bemüht, eine solche Politik zu verhindern. Er sei aber von den militärischen Einflüssen innerhalb und außerhalb des Kabinetts überstimmt worden.

Der Berichterstatter fährt fort: Ob der Hauptauschuss der Abrüstungskonferenz am 20. Mai zusammentritt, wird angezweifelt. Aber eines steht fest: Jergendein Versuch, bei dieser Gelegenheit eine antideutsche Kundgebung von einer oder zwei Großmächten und einer Gruppe kleinerer Mächte zu veranstalten, würde von der britischen und italienischen öffentlichen Meinung verurteilt werden. Alles berechtigt auch zu der Annahme, daß Großbritannien und Italien sich nicht an einem Abkommen beteiligen würden, das Deutschland nicht freiwillig und in allen Ehren unterzeichnen könnte.

Das Neueste

Fünf Tote

bei einem Lawinenunglück

Mailand, 20. April. In Pineda bei Sondrio (Provinzhauptstadt des Veltlin) wurden am Donnerstag neun Arbeiter, die sich auf dem Wege zu den in der Nähe von Pineda in Bau befindlichen Kraftanlagen befanden, von einer Lawine verschüttet und ins Tal hinabgeschleudert. Unter großen Anstrengungen konnten nur vier Verschüttete lebend aus dem Schnee geborgen werden. Die fünf übrigen fanden den Tod.

Wie die amtliche Wiener Zeitung meldet, hat sich unter dem Vorhitz des Fürsten Max Hohenberg ein Anschlag gebildet, der nach Inkrafttreten der neuen österreichischen Verfassung über alle, die das Haus Habsburg betreffen, mit der Regierung in Verhandlungen treten wird.

Am Donnerstag wurden 81 bisher in Wien festgehaltene Sozialdemokraten und Kommunisten in das Konzentrationslager Böllersdorf übergeführt.

Beschlagnahme „Begegnungen“

Jüdische Vorfahren

Aus welchen Gründen jüdische Richter abgelehnt werden dürfen

Die Frage der Ablehnung nichtarischer Richter wegen Verortung der Befangenheit hat mehrfach die deutschen Gerichte beschäftigt. Eine Kammer des Landgerichts München I hat in einer Urteilschloche unter dem 7. Dezember 1933 ein Ablehnungsgesuch gegen einen nicht arischen Landgerichtsdirektor zurückgewiesen und dabei ausgeführt, daß ein Richter nicht wegen seiner nichtarischen Abstammung als solcher abgelehnt werden könne, sondern nur dann, wenn gerade diese Abstammung mit Rücksicht auf die besonderen Umstände des Falles einen Grund zur Befangenheit bilde.

Eine Kammer des Landgerichts Berlin hat weiter unter dem 7. November 1933 zum Ausdruck gebracht, es genüge zur Ablehnung eines nichtarischen Richters, wenn eine verhängige Partei aus sachlichen Gründen berechtigt sei, Befangenheit zu bezweifeln. Objektive Befangenheit sei zur Ablehnung nicht erforderlich.

Damit ist in einem nicht geringen Ausmaß die subjektive Auffassung einer Partei für die Frage der Ablehnung mitentscheidend geworden. Zu welchen Konsequenzen das führt, zeigt der Beschluß einer Kammer des Landgerichts Berlin (L. G. Berlin, 66. J. R. Beschl. v. 23. Febr. 1934, 288 S. 12 135/35) über den im neuen Heft 15 der „Juristischen Wochenschrift“ folgendes mitgeteilt wird:

„Nach § 42 W.O. ist nicht erforderlich, daß der Richter objektiv befangen ist, es genügt vielmehr zur Ablehnung, daß eine verhängige Partei aus sachlichen Gründen berechtigt ist, Befangenheit zu bezweifeln. Solche sachliche Gründe sind vorliegend nicht von der Hand zu weisen. In ihrem Schriftsatz führt die Beklagte aus: „Es kommt hinzu, daß bei den Juden nach den Vorschriften des Talmud die falsche Aussage gegenüber einem Nichtjuden nicht nur erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben ist, wenn auch manche Juden Angst haben vor dem TZA und nicht immer gewagt wird, diese Vorschriften des Talmud zu befolgen, so ergibt sich doch aus ihr eine derartige Verwahrlosung der jüdischen Auslagemoral vor Gericht, daß den Aussagen der Juden, zumal wenn sie an der Sache selbst interessiert sind, und sich in einer Situation befinden, daß sie den Meineid für schwer nachweisbar halten können, mit allergrößter Vorsicht zu begegnen ist, mit derselben Vorsicht, mit der man ihnen grundtätlich bei allen ersichtlichen Transaktionen begegnen muß, wenn man nicht schwer hereinfallen will.“ Da man unterstellen muß (so jagt das Gericht zu diesen Ausführungen der Beklagten, Schriftleitung), daß diese Ausführungen die persönliche Auffassung der Beklagten ist, nicht bloß die ihres Prozeßbevollmächtigten wiedergeben, so ist, zumal von der Würdigung der Aussage der angegriffenen jüdischen Zeugin die Entscheidung des Rechtsstreits weitgehend abhängt, nicht zu verkennen, daß die Beklagte in der Tat die Befangenheit bezweifeln darf, daß gegenüber diesen klaren Angriffen auf die jüdische Fides- und Geschäftsmoral der abgelehnten Richter als Richterart ihr gegenüber nicht völlig unbefangen bleiben werde. Es kann hierbei nicht ins Gewicht fallen, daß nach seiner öffentlichen Äußerung der abgelehnte Richter selbst und seine Eltern christlicher Religion sind, da schon das Vorhandensein jüdischer Vorfahren im Rahmen des Beamtenrechtes bei den gegen das Judentum gerichteten Angriffen die Befangenheit der Beflagten bzgl. der Befangenheit des abgelehnten Richters zu rechtfertigen geeignet erscheint.“

Saarländer im Reich verhaftet

„Greuelmärchen“

Dittleramtlich wird aus Kaiserlautern berichtet: Der Polizei gelang es am Sonntag, wie der „NS-Beimfront“ mitteilt, einen saarländischen Kommunisten zu verhaften, der im dringendsten Verdacht steht, in der Saarländer „Arbeiterzeitung“ Greuelmärchen über Deutschland verbreitet zu haben. Bei dem Verhafteten handelt es sich um den 47 Jahre alten Zementierer Karl Berg aus Pösch. Berg wurde bereits am 17. März d. J. auf Grund richterlichen Haftbefehls festgenommen, weil er in der Zeit vom 3.-5. Februar d. J. an welchen Tagen er sich ebenfalls in Kaiserlautern bei Verwandten aufhalten hatte, beleidigende Äußerungen über Reichskanzler Adolf Hitler gemacht hat. Er wurde jedoch seinerzeit nach einigen Tagen wieder aus der Haft entlassen.

Nach seiner Entlassung begab sich Berg wieder in seine Heimat, bald darauf war in der „Arbeiterzeitung“ ein die Tatsachen in haarsträubender Weise auf den Kopf stellender Artikel zu lesen, der ganz offensichtlich durch Berg inspiriert oder geschrieben wurde. Er wurde am Sonntag in einer Wirtschaft festgenommen und wird sich jetzt vor dem Sondergericht zu verantworten haben.

Die „Volkstimme“ schreibt dazu:

Die Verhaftung des Arbeiters Berg ist ein deutliches Signal für die Zustände, die sich allmählich herausgebildet haben. Es ist wahrhaftig schon untragbar genug gewesen, daß man Saarländer verhaftet hat, die angeblich auf deutschem Boden sich angeblich etwas sollen „zuschulden“ kommen lassen. Es schlägt aber dem Haß den Boden aus, wenn die Hitlerregierung es jetzt wiederum wagt, Personen, die nicht ihrer Staatsbürgerschaft unterliegen, lediglich deshalb festzunehmen und zu bestrafen, weil sie außerhalb des Deutschen Reiches Dinge geschrieben hätten, die Hitler nicht passen. Man verzagenwärtig sich, wohin diese Zustände führen müssen: der Reichsleiter irgend einer ausländischen Zeitung reist nach dem Reich und man nimmt ihn fest, weil er früher einmal Dinge geschrieben hat, die drüben nicht gemein sind!

Nun wird man es nicht so leicht wagen, Franzosen, Engländer oder sonst Angehörige großer Staaten auf diese Weise zu verhaften. Besteht aber, so fragen wir, rechtlich irgend ein Unterschied zwischen Franzosen, Engländern oder Saarländern in ihrer Beziehung zum Reich? Ist nicht rein rechtlich genommen der Saarländer für die Reichsbehörden genau so gefährlich wie die Angehörigen jeder anderen Nation?

Die Beantwortung dieser Frage erübrigt sich, da sie im Verlaufe der Verhandlung festliegt. Nicht aber erübrigt sich die Frage, was zu geschehen hat, um den Hitlerbehörden klar zu machen, daß auch Saarländer nicht vogelfrei sind! Nicht erübrigt sich die Fragestellung, wer hier die Rechte des Saargebietes zu schützen gewillt ist!

Selbstmord eines Erwerbslosen

Arbeitslos — quer durch Deutschland

(Inprek.) Die „Vommersche Tagespost“ berichtet, daß ein Arbeiter, der sich bei Köppliner (Ostsee) im Meer ertränkte, folgenden Retter zurückließ: „Werkome ich bis Ende März kein Arbeit, dann ist für mich nichts weiter auf der Welt als der Tod. Abtender Max Weiss, Herberg-Flügel, Kr. Schweinitz, Reg.-Bez. Merseburg.“ Die „Vommersche Tagespost“ fügt hinzu: Auf der Rückseite hatte der Ertrunkene als den Tag des Wanderstichtungsbeginns den 21. 1. 1934 angegeben. Er zählt sämtliche Orte auf, die er berührt... und in denen er keine Arbeit gefunden hat.

sich — sieht auch nicht so aus wie wir und den dynamischen Typus vorstellen, obgleich, es ist nicht zu leugnen, in seinem Vornamen etwas davon liegt.

Genug... Eine Stunde später stand ich vor einer Buchhandlung bei der Rheinbrücke. Neben mir saß ich einen Herrn Mitte der Fünfzig. Er sah mich an, ich sah ihn an, und wir erkannten uns wieder. Es war ein Arzt, ein Badener, den ich vor dreißig Jahren zum letzten Male gesehen hatte. Auch er wollte seine Osterferien in der Schweiz verbringen.

Nun, wenn er, seit wir uns zuletzt gesehen haben, ist viel über unser armes Deutschland gekommen. Der Krieg, wer hätte geglaubt, daß er so ausgehen würde, die Revolution, die Inflation und nun diese Krise. Aber wir dürfen wenigstens froh sein, einen solchen Führer zu haben, aber...

Auch hier ein „Aber“. Ich wußte nicht, wem es galt, und ich sagte nur, es käme eben darauf an, wozu die Fahrt gehe.

Das ist es eben! Hitler will sicher das Beste, aber man hat gleich einige Fehler gemacht. War es z. B. nötig, in der Judenfrage so rigoros vorzugehen? Die Juden sind einflußreich im Welthandel und durch den Boykott legen sie nun unseren ganzen Export lahm. Man hätte es ja so machen können wie in Österreich, wo man die Juden einfach stillschweigend aus jenen Kernen und Stellen entfernte, in denen man sie nicht haben wollte.

Nun, ich glaube ihn trösten zu dürfen, indem ich ihm erklärte, er überschätze sicher den Einfluß der Juden.

Dann aber sagte der Arzt, daß er ins Ausland gereist sei, um einmal ein paar Tage „nichts mehr zu sehen und zu hören“.

Aber ich traf am selben Tage noch einen dritten Bekannten aus Deutschland. Dieser kam mit einem funktionsfähigen DKW zu mir gefahren. Er hatte mich schon im vorigen Jahre besucht und damals baute er mächtig auf die neue Zeit, die da ausbrechen schien. Nicht, als ob ihn die Hoffnungen jetzt verlassen hätten. Dazu hätte er auch wenig Ursache. Er ist Anne n a r c i s t e t. Eine Zeitlang lebte er von der Winterhilfe, bekam Kohlen und Kartoffeln, dann ließ er durch Anknüpfung von Reichsausschüssen einen neuen Hag um sein Anwesen betoniieren, die schlappig gewordenen Fensterläden reparieren, einen neuen Kamin aufbauen und die Fassade seines Hauses streichen. Er hat auch zeitweilige Arbeit, es wird in viel gebaut; zwar behauptet er, kein Reich verdiene etwas dabei. Aber das kann man sich nicht gut vorstellen.

Als ich ihn fragte, ob der neue Wagen gut laufe, sagte er lächelnd: Selbstverständlich, denn er laufe auf Akzepten. Ich meinte, daß dies doch eine etwas unsichere Fahrerei und eine für mein Gefühl ungemütliche sei. Warum? gibt er mir zurück, bei uns läuft alles so.

Das ist nun ein noch junger Mann, 32 oder 35 Jahre alt, positiv zum neuen Staate eingestellt und trotzdem voll stiller Skepsis.

Aber ich frage mich nun, was ist es, das diese Menschen ins Ausland treibt, um wie sie sagen, ein paar Tage aufzuatmen? Aufzuatmen von was, da sie doch alle tief davon überzeugt sind, aus einer furchtbaren Gefahr gerettet worden zu sein. Und ins Ausland zu reisen, wo sie, wie der Arzt behauptete, scheel angesehen würden in Deutschland, wenn sie verraten, daß sie ihre Ferien im Auslande verbringen wollten.

Jetzt sind alle drei wieder zu Hause. Der eine bracht, was ihm vorgelegt wird, und schreibt, da es zu seinem Ressort gehört, begeisterte Berichte über das und jenes: über die Reden, die gehalten werden, über den Aufmarsch der Massen, in deren Reihen auch die beiden anderen stehen, und sie alle drei produzieren, eingelebert in den Organismus von Blut und Boden, soundsoviel Atmosphären Druck seiner nationalen Dynamik, welche als das eigentliche Wunder des neuen Deutschland gepriesen wird.

Ist nicht viel härter als diese organisatorische komprimierte Dynamik etwas anderes? Und was ist es? Die deutsche Unruhe! Wir beobachten sie auch an den vielen Deutschen aus der Reichsarbeit, denen man täglich begegnet, und wir machen dieselben Erfahrungen mit ihnen. Wir leben sie im Traum über und oftalltische Zeitungen lesen, deren Spalten mit seltsamen Zeichnungen bedeckt sind. So etwas gibt es hier in der Schweiz nicht. Diese Art von Literatur wird, wir sehen es täglich, drüben im Deutschen Reich von alt und jung verschlungen. Vor dem Kriege gab es das auch in Deutschland noch nicht.

Allem stellt man ein Horoskop: Hitler, Hindenburg, Röhm, Cyp. Darré, aber auch dem „dritten Reich“, dessen Geburtsstunde der 30. Januar 1933 ist, dem Konfordat, dem Arbeiterparagrafen, der Arbeitsschlaucht.

Begegnungen

Es ist noch nicht lange her, da nannten sich die Deutschen ein Volk der Mitte. Wir hatten den Eindruck, als ob sie nicht schlecht damit fuhren. Aber auch schon damals durfte man sich fragen, was denn nun wirklich ein Volk von dem anderen wisse? Die Deutschen von den Franzosen und die Franzosen von den Deutschen? Sie leben sich beide durch eine von Vorurteilen beschlagene Brille. Wenn wir in der Schweiz etwas mehr von den Deutschen wissen als die Franzosen und etwas mehr von den Franzosen als die Deutschen, so ist das zu erklären durch die völlig verschiedenen Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen wir im Gegensatz zu den beiden großen, in sich völlig abgeschlossenen Nachbarationen leben.

Trotzdem beginnt uns der Deutsche ein Rätsel zu werden. Und die deutsche Problematik wird für uns nicht einfacher durch ein noch so eifriges Studium seiner Presse oder seiner Literatur, das eine ist monoton, uniformiert und deshalb für uns zivilisierte Menschen nichts-ladend, und das andere ist verwirrend, dunkel und nicht einmal beruhigend. Um so weniger uns Neben, Artikel und Bücher sagen, desto mehr suchen wir aus dem einzelnen Menschen, der zu uns herüberkommt, herauszuholen.

Was geht es uns an? Man könnte nach der Berechtigung unserer Neugierde fragen. Aber wer in der Welt hat sich leidenschaftlicher mit dem russischen Bolschewismus auseinandergesetzt als die Deutschen selber? Wir haben nie gehört, daß man aus dem bolschewistischen Rußland die Frage nach Deutschland gerichtet habe, was denn den Deutschen der Bolschewismus angehe.

Ich hatte aber die Okerwoche drei merkwürdige Begegnungen.

Das eine Mal fand ich mit einem Herrn mitten auf dem Trottoir in der Freien Straße. Da ruberte durch das Gedränge ein Fremder an uns vorüber, in welchem ich einen Bekannten erkannte, den ich logisch anrief. Er blieb stehen, ja wahrhaftig, er war es. Er ist Redakteur einer großen rheinischen Zeitung und von wem könnte man mehr erfahren als von einem angesehenen Journalisten, der in der Leitung eines Blattes von internationalem Ruf sitzt?

Er versicherte mir, daß es ihm persönlich ausgezeichnet gehe, man mache ihm keine Schwierigkeiten, allerdings machte er auch keine, aber trotzdem... er schon auch seine Sorgen zu haben und ich wollte ihn von diesen Sorgen ablenken und ging geradewegs auf die unseren los.

Was halten Sie von der politischen Lage? fragte ich. Von welcher? meinte er... von der unsrigen, von der europäischen? Ja, da fragen Sie ausgerechnet mich? Was glauben Sie denn, was wir wissen? War nichts wissen wir. Ich will gerade von Ihnen etwas erfahren.

Was wollte ich ihm sagen? Wir bilden uns hierzulande ja immer ein, nichts zu wissen. Ich erklärte also, daß es mit dem Anschluß Österreichs an das Reich wohl vorbei sei. Aber soviel wußte er nun auch. Er sagte sogar, die ganze außenpolitische Lage mache ihm Sorgen, das schlimmste aber seien die schwindenden Devisenreserven. Aber ich sagte ihm, das sei vielleicht gar nicht so schlimm. Bemoßlich entpanden die überraschenden Geständnisse von der schlechten Devisenlage nur einem finanzpolitischen Wandrer. Diesen Einwand wollte er aber nicht anerkennen. Die Situation sei tatsächlich so bedrohlich, daß infolge der Unmöglichkeit, Rohstoffe im Auslande zu kaufen, große Induskrien lahmgelegt würden.

Nun, mein Bekannter schien mehr zu wissen, als er selber glaubte. Aber es stellte sich gleich heraus, daß das eigentlich alles war, was er wußte. Er war weniger von der Dynamik der Jugend als von den Besorgnissen einer reiferen Generation erfüllt. Ich für meinen Teil war von der Begegnung enttäuscht. Zwar habe ich den Typus des „dynamischen Deutschen“ noch nicht gesehen. Herr Schacht, den ich dieser Tage traf — aber das ist ja eine Sache für

Wohin geht Trotzki?

Ein Interview

Paris, den 19. April 1934.
In der Rechtspreste ist weiter viel die Rede von der Zeitschrift „La Verite“, die die französische Sektion der Trotzkiisten herausgibt.

Das „Journal“ sakmiliiert den Kopf dieses Blattes, an den Buchstaben „V“ Hammer und Sichel gezeichnet sind. Die „Verite“ habe auch eine Sonderausgabe für Nordfrankreich, mit Verteilung durch das Trotzki-Zentrum in Lille. Trotzki habe, so behaupten die Rechtsblätter, Stellen in Frankreich gegründet.

Die Ereignisse vom 6. Februar, so heißt es weiter, habe Trotzki mit heftigstem Interesse verfolgt. Trotzki wollte, so schreibt das Blatt, „angesehen des in Waffen stehenden Hitler-Deutschlands das schändliche Werk, durch das er die russische Armee wie eine Herde vor dem Eindringen stehen ließ, in Frankreich wieder aufnehmen.“

Sehr bezeichnend für die Motive ist folgendes Interview eines Mitarbeiters des „Journal“ mit einem Vertrauten des ehemaligen Volkskommissars: „Wo wird Trotzki sich niederlassen?“

„Das kann man noch nicht sagen.“

„Hat er denn schon die Grenze gewählt, über die er geführt werden will?“

„Um eine Wahl treffen zu können, müßte es doch mindestens zwei Grenzen geben, die uns offen stehen. Aber wir wissen nicht von einer.“

Nemand wird dazwischen: „Dents Trotzki nicht, daß die Sowjetregierung zwecks Herbeiführung der Ränahme Interviews hat?“

„Das ist möglich. Denken Sie nur an Kopenhagen. Während unseres Aufenthaltes in Dänemark ließ Trotzki die norwegische Regierung um ein Asyl bitten. Aber Frau Kolontan, die Sowjetgesandte in den skandinavischen Ländern, wandte sich mit Schärfe dagegen. Die Sowjets verfolgen uns überall.“

„Und die Türkei, werden Sie dahin zurückgehen?“

„Ich war an der Seite Trotzki im osmanischen Exil. Vielleicht. Aber erst muß man doch die Auffassung der türkischen Regierung kennen.“

„Sind Sie bereit zur Abfahrt?“

„Nun, heute abend oder morgen nicht. Ich hoffe, daß man uns die Zeit lassen wird, einen anderen Unterschlupf zu finden.“

„Sie haben doch Trotzki die Mitteilung überbracht. Was hat er gesagt?“

„Ach, er hat das erwartet.“

Und ein amerikanischer Reporter fährt mit gedücktem Bleistift dazwischen: „Wird die Polizei Mr. Trotzki bis zur Grenze bringen? Biendel Schublenze? Oder geht er freiwillig?“

Der Leibwächter kuckt einen Augenblick. „Ach“, sagt er, „das ist wie gewöhnlich. Zwei Herren von der Polizei, höflich und diskret im selben Wagen, aber in einem anderen Abteil.“

Acht Tage verboten!

Der Hauptschriftleiter in Schutzhaft

Wärzburg, 19. April. Vor dem hiesigen katholischen Organ „Arztliches Volksblatt“ kam es heute zu Demonstrationen. Veranlassung gab die Form der Berichterstattung der Zeitung über den Journalistenempfang beim Papst. Die demonstrierende Menge berubigte und zerkreuzte sich erst, als Hauptschriftleiter Weder in Schutzhaft genommen wurde. Die Zeitung ist auf acht Tage verboten worden.

So lautet die amtliche Meldung. Man wird bald Näheres erfahren, was in Würzburg wirklich geschehen ist. Während in Mannheim das katholische Blatt wieder erscheinen konnte, erzwang in Würzburg das „Volk“ unter SA-Führung ein Verbot.

Abonnieren die „Deutsche Freiheit“

„Die Faust ins Gesicht“

So behandelt die Nazi-Press die Katholiken!

M a n n h e i m, den 19. April.

Das „Hakenkreuzbanner“ veröffentlicht einen unerhörten Drohartikel gegen die katholischen Deutschlands, gegen ihre Jugendorganisationen und ihre Presse, der die Urheber des Anschlages gegen das Mannheimer katholische Blatt klar herausstellt. Er trägt die Überschrift „Nun aber Schluss!“ und enthält diese Passagen: „Sie treten wieder hervor, die Wühlmäuse der Reaktion und der Finsternis. Heberall fühlt man ihr Wirken. Wir Nationalsozialisten haben hier eine ganz große Aufgabe: den Saboteuren deutscher Revolution und staatlicher Aufbauarbeit

die Faust ins Gesicht!

(Im Original gesperrt, d. N.) Jetzt ist's genug. Wir müssen uns vor uns selber schämen, wenn wir, die wir uns als die Garanten der Revolution fühlen, nicht in der Lage wären, den Hechern und Wühlern Paroli zu bieten... Nun aber Schluss! Wir haben es satt, uns von den Wühlmäusen der schwärzesten Reaktion unser Aufbauwerk sabotieren zu lassen. Schmierige Kreaturen machen sich breit... Nun aber Schluss! Schluss mit dem ganzen Schwundel des konfessionellen Gezänks und was da herumgepielt wird. Täglich erfahren wir von gut unterrichteter Seite, daß die schwarzen Schleipatrouillen wieder unterwegs sind und in den Reihen unserer Jugend für ihre lächerlichen Ziele zu werben versuchen. Brauchen wir heute noch konfessionelle Jugendorganisationen? Vereine, Gruppen und Verbände? Woju das alles noch? Ist es nicht ein Skandal, wenn sich heute elende Jammergestalten

rühmen dürfen, es sei ihnen gelungen, die Werbearbeit des (Hitler-)Jugendvolks zu hintertreiben?

Nun aber Schluss!

Weg mit den konfessionellen Jugendorganisationen und dem ganzen Edelquatsch, der sich darum breit macht! Woju noch konfessionelle Tageszeitungen, die nur äußerlich gleichgeschaltet sind? Nun aber Schluss mit der Sabotage und der indirekten Dege. Unsere Langmut ist nicht Schwäche, das sollen sie sich merken, die Wühlmäuse, gleich welcher Couleur, die bürgerlichen Etappenhengste und Konjunkturritter. Sie mögen sich zurückziehen in ihre Mansfelder, woher sie gekommen. Bei uns ist kein Platz für das Geleires überlebter Anschauungen. Nun aber Schluss!

Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Kreise, die das Parteiblatt der NSDAP, als „schmierige Kreaturen“, „elende Jammergestalten“, „Etappenhengste“ und „Konjunkturritter“ beschimpft, die Aufrechterhaltung der katholischen Jugendverbände fordern, die Hitler in dem mit dem Vatikan abgeschlossenen Kontrakt selbst garantiert hat.

M ü n c h e n, 19. April. (Zupress.)

Der „Völkische Beobachter“ berichtet, daß der Ehrengruppenführer Adolf Wagner vor 4500 Männern der Leibstandarte auf dem Oberwiesenfeld bei München eine Rede gehalten hat, in der sich diese Kennerung befand: „Wo irgendein Geaner es wagen sollte, gegen uns aufzustehen, werden wir ihn getreu der Tradition der SA, getreu der Tradition der Leibstandarte erschlagen!“

Von Holland gesehen!

Blick in die deutsche Presse

In einem Artikel über die Zustände im deutschen Pressewesen, der sich mit dem deutschen Zeitungswesen (Völkische Zeitung usw.) und dem „kulturellen“ Wert der uniformierten Presse befaßt, lesen wir in „De Nieuwe Rotterdamse Courant“ u. a. folgendes:

„Den rückhollischen Mischmasch, den die meisten anderen exliberalen Blätter (außer der „Frankfurter Zeitung“) bieten, scheint ihre alte Politik mehr abzuhaken als anzuziehen. Man sieht darum die geradeheraus nationalsozialistischen Zeitungen vor. Will man die Wahrheit wissen, dann liest man, so gut man kann, holländische Zeitungen. Mancher von uns wird es sicher schon erlebt haben, daß er einen Besucher aus Deutschland fragte, wie es gehe, zur Antwort bekam: „Ja, um das zu erfahren, lesen wir doch ausländische Zeitungen...“ Aber zur Ehre der nationalsozialistischen Bevölkerung muß doch gesagt werden, daß sie instinktiv dem Organ des fanatischen Junkers Dr. Göbbels, „Dem Angriff“, den Rücken gekehrt hat. Dieses Blatt kann anscheinend auch nicht mehr unabhängig bestehen. Man sucht nach einem sicheren Mittelweg zwischen den beiden, einem Mittelweg, wovon der Himmel unser Land bewahren möge!

Die gleichgeschaltete liberale Presse, die in mancher Hinsicht auf kulturellem Gebiet auch die Presse für das nichtliberale Deutschland gewesen ist, kann ihrem alten Publikum nicht mehr dienen. Dieses Publikum hat kein Interesse an diesem Erlass für die Presse der freien Meinungsäußerung. Das ist der kulturelle Niedergang, von dem wir schon sprachen. Man will nicht mehr soviel nach der alten Art denken und will nicht zurecht daran erinnert werden, wie es einst war. Man erträgt jedenfalls die moralisch ausgehöhlten alten Zeitungen nicht.

Das Monopol der nationalsozialistischen Zeitungen ist übrigens keine Allgemeinercheinung. Im deutschen Industriegebiet kann man auch andere Dinge beobachten, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Dort findet man noch die alten katholischen Blätter, die ebenfalls gleichgeschaltet sind, die aber ihren alten Charakter besser bewahren konnten als die meisten großen allgemeinen Zeitungen. In manchen Gegenden kann man beobachten, daß die katholischen Zeitungen plötzlich eine niegekannnte Blüte erreicht haben. Es gibt welche, deren Auflage in kurzer Zeit vervielfacht wurde. Die Ursache ist darin zu suchen, daß zahllose sozialistische Arbeiter, die keine eigenen Zeitungen mehr haben ihre Zuflucht zu der relativen Freiheit der katholischen Presse nahmen.“

Zu einem Filmverbot

Der amerikanische Film „Männer um eine Frau“ ist noch

Was Autorenfahrer verdienen!

Internationale Größen verdienen mehr als Minister!

Die Entwicklung des Automobilsports und dessen gewaltige Bedeutung für die Verkaufspropaganda der Industrie hat es mit sich gebracht, daß in den Jahren nach dem Kriege der viel begehrte Beruf der internationalen Rennfahrer, der sogenannten „großen Kanonen“, herausgebildet wurde.

Während vor dem Kriege die großen Rennen in der Hauptsache von Sportleuten bestritten wurden, die ihre Teilnahme auf eigenen Wagen aus Privatmitteln finanzierten und dabei große Geldauswendungen in dieser kostspieligen und zugleich gefährlichen Sportart machen mußten, haben sich die Verhältnisse heute gänzlich umgekehrt.

Nicht selten wurden damals auch die Meister, Einfahrer und manches Mal sogar die Konstrukteure selbst von den Fabriken an den Start geschickt. Regelmäßig bestreiten diese Rennfahrer dann aber nach den Rennen in ihre Büros oder an ihre Werkbank zurück, ohne — außer der Ehre für ihre Ration und ihre Fabrik — irdische Güter aus ihrer sportlichen Tätigkeit gesammelt zu haben.

Die bedeutend schneller gewordenen Rennwagen, die Organisation der regelmäßig stattfindenden Großen Preise, die Anlage der berühmten Rennbahnen und andere Umstände haben nun zwangsläufig dahin geführt, daß sich die Teilnahme an Rennen zu einem besonderen Berufszweig mit großen Chancen, aber auch mit großen und häufigen Gefahren entwickelt hat. Die Schnelligkeit und Gefährlichkeit der Rennen macht es heute notwendig, daß sich der Rennfahrer, der wirklich zur internationalen Klasse zählen will, einem gewissenhaften Training und einer genau geordneten Lebensweise unterwirft.

Man muß daher auch als durchaus berechtigt anerkennen, daß die Einkünfte des Rennfahrers seinen Leistungen und seiner Bedeutung für die Industrie angepaßt werden, wobei man noch zu berücksichtigen hat, daß eine jahrelange Ausbildung notwendig ist und daß — abgesehen von seltenen Ausnahmen — der Beruf des Rennfahrers nur für

die verhältnismäßig kurze Zeitspanne von einigen Jahren ausgedehnt werden kann.

Die großen körperlichen und physischen Anstrengungen, denen sich der Rennfahrer unterwirft, werden aus der Tatsache deutlich, daß kaum einer in der Lage ist, neben der Rennfahrerei einen anderen Beruf auszuüben. Eine Saison harter Rennen nimmt in der Regel den Fahrer gesundheitlich so stark in Anspruch, daß oft der ganze Winter in einem Kurort verbracht werden muß, um die notwendige körperliche und geistige Widerstandsfähigkeit für die neue Saison zurückzugewinnen. Dabei muß der Fahrer, der im günstigsten Falle mit 25 Jahren die Höhe seiner Leistungsfähigkeit erreicht, in der Regel mit 35 Jahren von der großen Schau-bühne der internationalen Rennbahnen wieder abtreten.

Alles in allem bleiben also 10 Jahre sportlicher Höchstleistung und Spitzenleistung, wenn nicht Unfälle und anderes Mißgeschick, von denen bisher noch keiner unserer großen Fahrer verschont geblieben ist, ohnehin einen dicken Strich durch die Rechnung machen.

Nun sind die Einkommensverhältnisse unserer Rennfahrer natürlich nicht, wie diejenigen der Beamten und Angestellten, tariflich geordnet. Jeder Fahrer hat mit seiner Fabrik einen Vertrag, der sich in der Regel auf eine Saison erstreckt, und der zunächst einmal eine ausreichende Versicherung gegen Unfall garantiert.

Daneben wird in der Regel ein bestimmtes Monatsstipendium und der reichliche Erlass aller Speisen und Aufwendungen gewährt. Darüber hinaus gibt es Erfolgsprämien, die sich nach der Bedeutung der Rennen und der erzielten Erfolge richten. Wie hoch sich dabei das Einkommen eines Rennfahrers stellt, ist in Deutschland seither nur in eingeweihten Kreisen bekannt geworden.

Man geht aber nicht fehl in der Annahme, daß Fahrer wie Caracciola und Hans Stuck mit ihrem Jahres-einkommen hart an die 100 000-Mark-Grenze herankommen. Die Bezüge der zweiten und dritten Garnitur unserer Fahrer bewegen sich in entsprechenden Abstufungen. Bei den jungen Nachwuchsfahrern ist ein Monatsstipendium von 1000 RM, außer dem Erlass der Speisen und Erfolgsprämien durchaus üblich und angemessen. Es kommen noch hinzu die Vergütungen der Reisen, Treibstoff- und Del-

Schlus seines Artikels faßt der Schreiber noch einmal zusammen: „Man braucht gegen Deutschland keine Propaganda zu machen denn Deutschland sorgt selbst für die antideutsche Propaganda“.

Zweierlei Moral

Die Rubrik „Hier in Holland“ der Haag'schen Post befaßt sich mit dem Problem der Nazi-propaganda in Holland. Schreiber weist u. a. darauf hin, daß man in dem Jahresbericht der deutschen Schule in Amsterdam, die zu 75 Prozent von Subsidien von holländischer Seite abhängig ist, lesen kann, daß man bestrebt ist, die Schule mit der Heimat gleichen Schritt halten zu lassen und die Kinder im Sinne des neuen Deutschlands zu erziehen. Wir wissen, was das heißt. Zweitens weist er darauf hin, daß vor der ersten Kammer in der vorigen Woche über das Auftreten eines eigenartigen Herrn Ernst Dur in Voorschoten gesprochen wurde, der ein Monatsblatt herausgibt und der in einer Sprache, „die aus der Ferne an Holländisch erinnert“, in seinem Organ für das „dritte Reich“ Propaganda macht. Die Obrigkeit hat noch keinen zwingenden Anlaß gefunden, um diesen Mann über die Grenze zu setzen. Man hat es nun auf einer ersten Verwarnung beruhen lassen. Wir zitieren nun weiter im Wortlaut: „Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß es nötig ist, den deutschen Propagandisten hier im Lande scharf auf die Ringer zu setzen (auch in Limburg sind die Nazis wieder eifrig damit beschäftigt unter der Führung des ehemaligen Zentrumsmannes Cobden in Vaals, dem Nachfolger des über die Grenze geflochtenen Conrad Löffler, zu wählen und gleichzeitigen Nicht minder wichtig aber ist es, auf die Gefahr hinzuweisen, daß in Deutschland unsere Volksgenossen einer geistigen Infektion zum Opfer fallen. Es ist bekannt, daß ihnen die Türen eingelaufen werden durch Propagandisten, sowohl deutsche als holländische, die sie für die große Propaganda zu gewinnen trachten. Dagegen hilft nur ein Mittel: Verstärkung der Niederländischen Vereinigung in Deutschland. Je härter diese Organisation da steht, um so mehr Widerstand können unsere Leute in Deutschland bieten und um so mehr Unterstützung können sie beieinander finden...“ — Leider sind die vorliegenden Berichte über den Stand der Vereinigung nicht sehr ermutigend. Sie ist in jeder Hinsicht mehr und mehr zurückgegangen. Darum fordert der Schreiber, vor allem im Hinblick auf die gegenwärtige Lage in Deutschland, alle auf, zu helfen hier ein Stück niederländische Kultur zu retten. Wir möchten mit diesem Beispiel noch einmal beweisen, daß die Deutschen — gelinde gesagt — noch immer den Mut besitzen, ihre Propagandastatiere ins Ausland zu schicken, während sie einem objektiven Ausländer nicht einmal gestatten, die Tatsachen zu beschreiben, wie sie sind. Zweierlei Moral! Dahinter steht sicher das alte lateinische Sprichwort mit einer einzigen kleinen Veränderung: Quod licet bovi, non licet Jovi! D. N.).

Wer hat die schönste Uniform?

Schicksalsfragen im „dritten Reich“

Im „dritten Reich“ gibt es Uniformen für jede Gelegenheit: Hellbraun trägt die NSDAP, grün ist die allernueste Uniform der SA, schwarz die der SS, in Feldgrau marschieren der Arbeitssoldaten, in Graublau mit bla Kragenspiegel“ der Luftschutz General Göring. Die Hitlerjugend trägt natürlich braune Hosen, die Nazifrauen haben braune Kleiderwesten. Alle diese Uniformen haben wunderbare Figen, prächtige Schnüre, herrliche Treffen, funkelnde Sterne, fast so schön wie die der Soldaten. Nur die Uniform der Deutschen Arbeitsfront hat keine Treffen.

Das fränkte begeisterte Hitleranhänger. Der Verein für die bergbaulichen Interessen“, durch den die Grubenbesitzer des Ruhrgebietes nach Auflösung ihres Arbeitgeberverbandes für ihre Dividenden sorgen, will deshalb die alte Bergmannsuniform wieder einführen mit dem im Jahre 1890 vom preussischen König verliehenen Rangabzeichen. Bei dieser Uniform genügen aber Treffen nicht. Schon am Hinter-teil des Menschen soll festzustellen sein, welchen Rang er hat. „Bergwerkseisenbahnen und öffentlichen technischen Bergschullehrern“ haumelt ein „Portepee von Gold und Silber in der schwarz-weißen preussischen Farbe, der Adler mit goldener Krone“ an der Rückseite, die der Bergarbeiter ohne Verzierung tragen muß. Am Kragen trägt der Herr Generaldirektor eine Stickeret mit ringumlaufendem Eisenlaub und zwei Koffetten“, Dampfesekretoren und diesen gleichgestellte Beamte“ tragen „vorne am Kragen Eisenlaub in zwei Zweigen und eine Koffette“. Je nach dem Rang werden bis zu sechs Eisenlaubblätter getragen. Die Bergarbeiter selbst dürfen natürlich kein Eisenlaub am Kragen tragen, die goldenen Blätter würden in der Grube auch nur schmutzig werden. Die Abzeichen der „sozialen Ehre“ werden nur dort getragen, wo die Arbeit nicht schmutzig macht.

firmen, die unter günstigen Voraussetzungen eine bemerkenswerte Höhe erreichen.

Offener liegen die Einkommensverhältnisse der ausländischen Rennfahrer zutage, die wahrscheinlich die Aufmerksamkeit der Finanzämter nicht in der gleichen Weise wachrufen wie unsere deutschen Sportleute. So ist bekannt, daß ein deutscher Fahrer von Rang von einer ausländischen Automobilfabrik in einem Jahre fast eine Viertel Million Mark für seine internationalen Erfolge erhalten hat.

Am härtesten sind die Einkommensverhältnisse der großen Rennfahrer in Italien geregelt. Im Lande des Duce hat der Automobilsport seit Jahren eine gewaltige Förderung erfahren und sich in der besonderen Obhut Mussolinis zu nie geahnter Blüte entwickelt. Dort sind die großen Rennen eine Angelegenheit des ganzen Volkes geworden.

Italiens große Fahrer lassen den materiellen Erfolg aller Rennen in eine gemeinsame Kasse fließen, aus der die Ausschüttungen nach einem bestimmten, vorher zwischen den Fahrern vereinbarten Schlüssel erfolgen. Ja, in den letzten Jahren ist man dazu übergegangen, mit der Scuderia Ferrari, Scuderia Brianza und der neugegründeten Scuderia San Giorgio besondere Rennfahrerteams zu gründen, die die Finanzierung des Rennsports und damit auch die Verteilung der Gewinnaquoten übernehmen.

Da die großen internationalen Rennen künstlich mit großen Geldpreisen dotiert sind, hat sich dieses Verfahren als einträgliches Geschäft erwiesen, bei dem die Rennfahrer offensichtlich ihre Rechnung finden. Es ist dabei keine Seltenheit, daß Fahrer von internationalem Format, wie Rinaldo Barzi, Chiron, die üblich verunglückten beiden Alfa-Romeo-Fahrer Boracchini und Campari, Foglietti, Rajerati und andere mit einem Jahreseinkommen von 250-300 000 Lire abschnelden, wobei die übrigen Bezüge aus der Industrie nicht bekannt geworden sind.

Man sieht also, daß der Beruf eines Rennfahrers eine sehr einträgliche Beschäftigung sein kann. Man darf dabei aber die großen Gefahren nicht außer acht lassen, mit denen dieser interessante Beruf, der jedesmal letzten Kampfeinsatz fordert, nun einmal verbunden ist, denn von der internationalen Garde der Rennfahrer sind bisher leider nur sehr wenige eines natürlichen Todes gestorben. August Christ.

Gläubiger-Konferenz Von Jan Severin

„Nur“ Pleite oder betrügerischer Bankrott?

Hier soll nicht die grundsätzliche Frage der deutschen Verschuldung an das internationale Finanzkapital gestellt und erörtert werden. Die Hitler-Regierung hat kein Recht, Privatverbindlichkeiten, die von deutschen Kapitalisten nach kapitalistischen Usancen gegenüber ausländischen Gläubigern eingegangen wurden, nach anderen Maximen zu behandeln, als nach rein kapitalistischen. Wenn Herr Thyssen und Herr Röchling Dollar- und Guldenverpflichtungen nicht in Dollar und Gulden bezahlen, wenn Herr Schacht ihnen in dieser Weigerung Beihilfe leistet, so handelt es sich hier um Dinge, die mit der Zahlungsverweigerung etwa eines sich aus kapitalistischer Umklammerung bewußt lösenden sozialistischen Staates nicht das geringste zu tun haben. Es handelt sich um kapitalistische Fragen, die nach rein kapitalistischen Grundsätzen und nur nach ihnen zu entscheiden sind, und in die man ideologische Momente keinesfalls hineinmengen sollte.

Nach diesen kapitalistischen Grundsätzen aber sind solche Schuldner und ein Staat, der ihren Zahlunswillen stützt, ganz einfach „pleite“, wenn sie wirklich nicht zahlen können. Sie sind aber betrügerische Bankrotteure, wenn sie diese Zahlunswilligkeit nur vorschütten oder wenn sie sie bewußt herbeigeführt haben. In jedem Falle aber haben sie nach ihren eigenen kapitalistischen Grundsätzen und mit ihnen aufs jämmerlichste Bankrott erlitten. Gerade jetzt, angesichts der Berliner Gläubiger-Konferenz, ist es unerlässlich, dies festzustellen. Man würde den deutschen Linken einen Bärendienst und Herrn Schacht den allergrößten Gefallen erweisen, wenn man diese einfache und klare Feststellung hinter ideologischen Auseinandersetzungen über die Daseinsberechtigung des internationalen Finanzkapitals und über kommende Dinge verschwinden lassen würde.

Ob Herr Schacht mit seiner Reichsbank- und Währungspolitik und ob mit ihm der deutsche Nationalsozialismus auf dem unromantischen Gebiete der Finanzfragen nur schlechtweg „pleite“ sind, oder ob es sich dabei um einen betrügerischen Bankrott handelt — das ist die Frage, die bei der Gläubigerkonferenz zur Debatte steht. Herr Schacht persönlich hat sich bereits für die erste dieser beiden Alternativen entschieden und versichert bei jeder passenden Gelegenheit mit unschuldigem Augenaufschlag, daß er ja schon seit Jahr und Tag behauptet habe, daß man „pleite“ sei. (Die Anführerstriche stammen übrigens vom Reichsbankpräsidenten selbst.) Die Gläubiger hingegen erklären, daß es sich um einen betrügerischen Bankrott handle, weil derjenige Zustand bewußt herbeigeführt sei, sich an dem Gelde der Gläubiger zu bereichern, indem man es zur Finanzierung einer sonst undurchführbaren Rüstungskonjunktur verwandt habe. Außerdem sei die Zahlunswilligkeit (von Herrn Schacht selbst allerdings sehr schonend als Transfer-Unfähigkeit bezeichnet) in dem behaupteten Maße nicht vorhanden. Man könnte nun annehmen, daß die Frage, ob es sich um eine einfache Pleite oder um einen betrügerischen Bankrott handle, doch gar nicht so wichtig sei und daß es eigentlich dort, wo doch nichts gezahlt werde, verlorene Zeit sei, sich so ausführlich über diesen doch mehr auf moralischem Gebiet liegenden Nuancen-Unterschied auseinanderzusetzen. Aber das ist irrig, denn mit dieser Beurteilung der Schuldenfrage sind nun, wie die Dinge heute einmal liegen, eben politische Konsequenzen von ganz außerordentlicher Tragweite für die Lebensdauer des Hitlerregimes verknüpft. Vor allem hängt hiervon nämlich die Frage nach der Aussicht eines neuen großen Auslandskredites für die Rohstoffzufuhr ab. Die Erlangung dieses Kredites aber oder seine Ablehnung wird die Entscheidung darüber bringen, ob in Deutschland nach etwa zwei bis drei Monaten, in denen die Rohstofflager aufgebraucht sein werden, alle Räder in der Rüstungsindustrie stillstehen werden, ob Binnenkonjunktur und Arbeitsschlacht und viele andere Propaganda-Phrasen des Hitler-Regimes bald auch vom letzten Bauern und Mittelständler und vom letzten SA-Mann als das erkannt werden, was sie stets waren, als — Schwindel. Es geht also wirklich bei der Berliner Gläubigerkonferenz um sehr viel mehr, als um Fragen der kapitalistischen Moral oder um Geldsack-Interessen einiger amerikanischer und englischer Bankiers. Es geht ganz einfach um die weitere Existenzmöglichkeit des ganzen Regimes, die in wenigen Monaten einen entscheidenden, niemals mehr zu überwindenden Schlag erhalten müßte, wenn das Berliner Urteil, das nicht von Reichsgerichtsräten gesprochen und nicht von Gestapo-Zeugen beeinflusst wird, endgültig auf betrügerischen Bankrott lauten sollte.

Die mannhaft stolze Behauptung Schachts, daß er nur eine einfache Pleite gemacht habe und daß von Betrug keine Rede sei, stützt er durch zwei Argumente, nämlich durch die Behauptung, daß Deutschland tatsächlich unfähig sei, zu zahlen — pardon, zu transfieren — und daß es unschuldig an der heute geschaffenen Lage sei. Falls die bösen Gläubiger in beiden Fällen vom Gegenteil überzeugt sein sollten, hat er für die Konferenz noch ein drittes Argument bei der Hand, das allerdings weniger moralischer, als kaufmännischer Natur ist. Er behauptet nämlich, daß man im schlimmsten Falle fünf grade sein lassen müsse, weil die deutschen Rohstoffmärkte für den Weltmarkt unentbehrlich seien. Von diesen drei Argumenten Schachts stimmt nicht ein einziges.

Das Plädoyer des Doktor Schacht

Wenn der Reichsbankpräsident in erster Linie behauptet, daß Deutschland heute unfähig sei, irgendwelche Zinsen und Tilgungsbeträge für die Auslandsschulden der deutschen Privatleute und der öffentlichen Hand an die ausländischen Privatgläubiger in der vereinbarten Währung zu überweisen, so steht dem entgegen, daß die deutschen Banken und Industrieunternehmen trotz dieser Armut an Devisen seit Jahr und Tag und noch heute in jeder Stunde und an allen

Börsen in der Lage sind, zu den jetzt glücklich erzielten Pleite-Kursen ihre eigenen Anleihen mit Dollar, Gulden und Franken zurückzukaufen. Die Devisen sind also immer dann da, wenn es sich lohnt, also wenn Herr Thyssen Anleihscheine, für die er früher 95 bis 100 Dollar in barem Goldgelde bekommen hat und an denen er bisher schon durch den Dollarsturz an und für sich fast die Hälfte verdient hat, mit 6 und 8 Papierdollar in Neuyork und Amsterdam zurückkaufen kann. Die Devisen sind aber nicht vorhanden, wenn sie zur Rückzahlung von Schulden, die längst fällig geworden sind, also von Zinsen und Tilgungsbeträgen dienen sollen. Man kann das ja verstehen, denn es ist natürlich ein schlechtes Geschäft, wenn man für einen einzigen Jahres-Kupon soviel zahlen soll, wie der Rückkauf der ganzen Anleihe auf Grund der meisterhaften Technik, die Herr Schacht der Finanzwelt jetzt seit einem guten Jahr vorführt, heute kostet. Aber der ausländische Gläubiger ist davon nun einmal schwer zu überzeugen. Er zweifelt an der deutschen Unfähigkeit, die Zinsen in Devisen zu zahlen, wenn er täglich sieht, daß der Schuldner genügend Devisen hat, um den Rückkauf seiner Anleihen zu finanzieren.

Er zweifelt an der von Schacht behaupteten deutschen Transferunfähigkeit aber auch noch aus einem anderen Grunde. Die Technik Schachts bestand nämlich bisher vor allem darin, daß er den Gläubigern erklärte: Ihr kommt nur zu Eurem Gelde, wenn Ihr „zusätzlichen Export“ aufnehmt, d. h. wenn Ihr Deutschland mehr Waren abnehmt als bisher und also Käufe tätigt, die Ihr sonst unterlassen würdet. Für diesen zusätzlichen Export braucht Ihr keine Devisen zu zahlen, sondern Ihr gebt dafür Scrips her, die wir Euch als Gutscheine für Eure Forderungen ausgestellt haben. Es gab hier also eine Möglichkeit für einige bevorzugte Auslands-gläubiger, doch zu ihrem Gelde zu kommen. Besonders die Schweiz und Holland sind auf diese Brücke getreten und haben bis zur Grenze des möglichen deutsche Waren herein-genommen. Da die deutsche Industrie nun aber solche Aufträge für „zusätzlichen Export“ — auch wegen des hiermit verbundenen Dumpings — sehr leicht bekommen konnte, gewöhnte man sich immer mehr daran, jedes Geschäft, auch das normalste Exportgeschäft als „zusätzlich“ zu bezeichnen. Das war sehr schön für die betreffenden deutschen Industriellen, denn sie konnten kräftig exportieren und ebenso schön für einige Gläubiger, wie Holland und die Schweiz, denn sie konnten auf diese Weise zur Bezahlung ihrer Forderungen gelangen. Weniger schön aber war es für den Devisenbestand der Reichsbank und für alle übrigen Gläubiger, deren Aussicht, zu ihrem Gelde aus Deutschland zu kommen, ja von der Höhe des Devisenbestandes der Reichsbank abhängig war. Normalen Export, der Devisen einbrachte, gab es immer weniger und weniger. Neben wichtigen anderen Gründen schmolz auch aus diesem Grunde der Goldschatz der Reichsbank immer mehr zusammen. Wenn Deutschland wirklich für seinen ganzen heutigen Export Devisen erzielen würde, so müßten allerdings einzelne deutsche Unternehmer auf verschiedene recht fette Exportgeschäfte, die nur als „zusätzlich“ abgeschlossen werden können, verzichten. Um den Devisenbestand der Reichsbank würde es aber bald sehr viel besser bestellt sein. Man könnte also sehr viel dazu tun, um diese Unfähigkeit mindestens stark zu verringern. Gerade auf diese Transferunfähigkeit legt aber Herr Schacht den größten Wert und darum wird sich der „ehrbare Kaufmann“ wohl davor hüten, das raffinierte Spiel mit Scrips und zusätzlichem Export aufzugeben und etwa gar die aus dem normalen Export eingehenden Devisen, die sofort viel besser kontrolliert werden könnten, gleichmäßig den verschiedenen Gläubigerstaaten zur Verfügung zu stellen. Er würde in diesem Falle auch sofort die Möglichkeit verlieren, die einzelnen Gläubiger untereinander auszuspielen. Er hält lieber an der mühsam erkämpften deutschen Transfer-Unfähigkeit fest. Auch dann, wenn sie ihm keiner glaubt.

Das zweite wichtige Argument des Reichsbankpräsidenten gegen die böswilligen Verleumdungen vom betrügerischen Bankrott ist, daß Deutschland völlig unschuldig an seinem Devisenschwund und an dem ganzen jetzigen Zustand sei. Zum Beweise hierfür hat er noch schnell sechs Wochen vor Beginn der Transferkonferenz die Einfuhr aller wichtigen Rohstoffe gesperrt. Deutschland verzichtet also lieber auf das Nötigste, als daß es seinen kleinen Restbestand an Devisen zum Schaden der Gläubiger angreifen würde. In England fragt man, warum das Hitler-Regime eigentlich nicht schon im Sommer 1933 die übertriebene Einfuhr abgedrosselt habe, da man doch damals schon erkennen mußte, daß man die mit den importierten Rohstoffen hergestellten Waren doch nicht exportieren könnte. Schacht, Göring und Thyssen brauchten diese Waren aber für die berühmte Binnenkonjunktur, denn aus Zellulose, deren Einfuhr verdoppelt wurde, macht man ja Sprengstoff, Kupfer und Nickel braucht man zu anderen Zwecken der Ankerbelug und wenn man eine Million neue Uniformen herstellen will, so bedarf man hierzu eben amerikanischer Baumwolle. Das Ausland und vor allem Amerika, das Land der neuen Sehnsucht des Herrn Dr. Schacht, konnten froh sein, daß man durch diese Käufe die Weltkonjunktur besserte. Der deutsche Fertigwarexport ging 1933 von 374 auf 310 Mill. RM. im Monatsdurchschnitt zurück, die Lebensmitteleinfuhr — Roosevelt soll übrigens unter anderem auch Weizen zu verkaufen haben — ging von 124 auf 90 Mill. RM. zurück — die Einfuhr von Rohstoffen allein blieb mit 201 Mill. RM. genau unverändert. Ohne diese Rohstoffzufuhr, d. h. also ohne diesen ganzen Hexen-Sabbath der als Arbeitsbeschaffung getarnten hitlerdeutschen Rüstungs-Hochkonjunktur, wäre das jetzige Devisenfiasko niemals entstanden. Man hätte es auch noch in letzter Stunde aufhalten können, wenn man nicht zu Beginn des Jahres 1934, als der Export monatlich weiter von 421 Mill. im Dezember auf 350 Mill. im Januar und gar auf 343 Mill. im Februar stürzte, zugegeben hätte, daß die Einfuhr von 357 auf 372 und schließlich auf 378 emporstieg. Man hat aus dem Vollen gewirtschaftet bis zur letzten Minute — für anderer Leute Geld. Die Gläubiger im Auslande haben wirklich einen sehr schlechten Charakter, daß sie dem ehrbaren Kaufmann Schacht Bankrott-Methoden andichten wollen. Der Jude ist bekanntlich der Feind des deutschen

Volkes und wenn er sich in der ganzen Welt sträubt, deutsche Waren zu beziehen, so ist auch dieser Boykott, der zum Schwund des deutschen Devisenbestandes und des Exportes nicht wenig beigetragen haben mag, nur ein neuer Beweis dafür, daß Herr Schacht und seine Auftraggeber an diesem Zusammenbruch völlig unschuldig sind. Hitler hat es schwer, die Welt von der deutschen Friedensliebe zu überzeugen. Die Aufgabe Schachts, die Welt davon zu überzeugen, daß die Bankrotteurwirtschaft des Regimes unschuldig an seiner Pleite war, ist vielleicht noch viel schwerer.

Seit einigen Wochen, also ziemlich spät erst, scheint der Reichsbankpräsident ein etwas böses Gewissen zu haben. Er rechnet immerhin mit der Möglichkeit, daß man seinen überzeugenden Beweisen von der ehrlichen Pleite nicht glauben könnte. Darum hat er als ultimo ratio eine Drohung ausgestoßen, denn er behauptet nichts mehr und nichts weniger, als daß die ganze Weltkonjunktur neuerdings zusammenbrechen müsse, wenn man es Deutschland unmöglich macht, weiter Zellulose, Baumwolle und Nickel zu beziehen wie bisher. Der Anteil Deutschlands an der gesamten Rohstoff-einfuhr der Welt ist zunächst, wie der Reichsbankpräsident wissen mußte, verhältnismäßig gering. Er ist beispielsweise nicht zu vergleichen mit dem riesigen Anteil Rußlands, der etwa ein volles Jahrzehnt ausfiel, und zwar während einer Periode, in der sich die größte internationale Hochkonjunktur seit etwa einem Jahrhundert entwickelte. Von einem Ausfall kann man aber nur dann reden, wenn den Rohstoff-ländern ein wirklicher Käufer entgeht. Ein Käufer ist der, der Ware kauft und bezahlt, nicht aber einer, der sie sich schicken läßt, sie zu Kanonen und Uniformen verarbeitet, um sich die Rechnungen nach dem nächsten Weltkrieg vorlegen zu lassen. An Käufern dieser Art ist die kapitalistische Konjunktur völlig uninteressiert und wenn Dr. Schacht auf diesen Hinweis schmollend erwidert, er könne ja mit sofort lieferbaren Automobilen und Schreibmaschinen bezahlen und damit vielleicht die neue Weltkonjunktur ankurbeln, so wird man auch über diese Drohung ebenso freundlich lächeln, wie über die anderen Argumente Schachts.

Wenn der Reichsbankpräsident auch dann noch nicht wissen sollte, was eigentlich eine Sackgasse ist, so wird er als letztes vielleicht das Rezept seines Freundes Göring und der Herren von der Rüstungsindustrie befolgen. Das sind nämlich Soldaten, und die sind in der ganzen Transferfrage schon seit langem der Ansicht, daß aus Verhandlungen nicht viel herauskommt. Sie lieben vollendete Tatsachen und sind dafür, den Transfer einfach zu sperren. Von 15 Milliarden deutscher Auslandsschulden gehören nun aber etwa acht Milliarden England, Holland und ähnlichen Ländern, die eine passive Handelsbilanz mit Deutschland haben, also vielmehr Waren aus Deutschland beziehen, als sie dorthin liefern. Diese Länder werden vielleicht sehr viel schneller zu einem Zwangs-clearing greifen, als Schacht angenommen hat. Die großen englischen Blätter stellen diese Forderungen von Tag zu Tag kategorischer auf. Man würde also den Gegenwert der aus Deutschland mehr bezogenen Waren nicht nach Deutschland überweisen, sondern ihn an Ort und Stelle zur Bezahlung der englischen usw. Gläubiger verwenden. Vor deutschen „Gegenmaßnahmen“ hat man keine Angst, denn man weiß ganz genau, daß man in Berlin heute auch auf den kleinsten Export nicht verzichten kann. Von den restlichen 7 Milliarden haben die USA. allein 5 zu fordern. Ein Zwangs-clearing käme hier nicht in Frage, weil die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten mit Deutschland aktiv ist. Aber die Stimmung in Amerika ist augenblicklich nicht sehr gut für das Hitler-Regime und wenn man grade den Amerikanern als einzigen den Transfer vollständig sperren würde, weil man bei den anderen Ländern ein Zwangs-clearing fürchten muß, so würden Herrn Schacht auch seine zahlreichen Verbeugungen vor Roosevelt wenig nützen.

Ist Deutschland heute noch ein ernst zu nehmender Geschäftspartner für die internationale Finanzwelt? Herr Schacht ist aus der Branche. — Er wird sich also diese Frage beantworten können.

„Deutsche Freiheit“

Abonnementspreise:

		im Monat	Einzelverkauf
Saargebiet	fr. Fr.	12,—	0,60
Frankreich	fr. Fr.	12,—	0,60
Luxemburg	belg. Fr.	15,—	0,70
Belgien	belg. Fr.	15,—	0,85
Neubelgien (Eupen-Malmedy)	belg. Fr.	12,—	0,50
Holland	fl.	1,50	0,12
Dänemark	Kr.	3,20	0,20
Schweden	Kr.	2,60	0,20
Schweiz	schw. Fr.	2,40	0,20
Oesterreich	Schilling	7,50	0,30
Tschechoslowakei	Kr.	30,—	1,20
England	sh	4,—	3 d
Palästina	sh	4,—	—
Spanien	Peseta	6,—	—
Polen	Zloty	4,20	—
Rußland	Rubel	1,—	—
Argentinien	Peso	3,—	—

Bei Zusendung unter Kreuzband durch die Post sind die Portogebühren vom Besteller mit dem Abonnementsbetrag zu entrichten.

Der Einheitsfestanzug

„Ohne Festanzug kein Germane“

Von Max Baldauf

Außer dem allgemeinen Kotj kann jeder im „dritten Reich“, je nach Temperament und Neigung, sein besonderes Leiden haben. Laßt euch das meines Kollegen Wuylich erzählen. Er ist in unserem Betrieb zweifellos der Unpolitischste, hat sich in der Demokratie nie um Parteien und Bewegungen gekümmert und wollte lediglich möglichst geräuschlos regiert sein. Also ein ruhiger Beamter, wie wir sagen. Gerade dem wird der blöde „Einheitsfestanzug“ zum Verhängnis. Jawohl, derselbe Festanzug, den Ley verordnet hat, damit die Arbeiter noch eine Uniform zu bezahlen und die Schneidermeister was zu tun haben.

Wuylich steht an der Werkbank neben mir, Klein, bager, schlecht genährt. Zwei Kinder, die Frau oft krank. Dazwischen Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit. Seine Frau braucht ein Kleid, sein Aeltester ein Paar Hosen. Aber das allein ist's nicht, was den Spund raus haut, wie Wuylich sagt, er hat einen Traum: Knickerbocker... Seit zehn Jahren läuft er in der gleichen Sonntagskluft rum. Er könnte drin konfirmiert sein, so sieht sie aus. Sonntags wandert er mit der Familie gern ins Freie. Da sieht er andere mit Kniehosen. „Mann, Du hast doch ordentliche Waden“, meint seine Frau. „Hol Dir doch mal einen Anzug mit Knickerbocker!“ Seitdem ist das sein Traum. Fünfzehn Mark hatte er schon dazu gespart. Jetzt soll er das für Ley stiften, damit das Ding — blau, zweireihiges Jackett — im Schranke hängt und mal rausgezerrt wird, wenn die braune Bonzerie zum Antreten kommandiert.

Seit zwei Monaten meckert Wuylich neben mir — jedes Wort ein paar Monate K—Z. Vor einem Jahr hat er mit seinem Nachbar vorsichtshalber das Naziblatt abonniert. Seine Frau läuft in nationale Fraucenabende, sein Aeltester sollte demnächst in die Hitler-Jugend, Wuylich geht jede Woche in „Kraft und Freude“. Man rennt, was man kann, um seine Ruhe zu haben — aber bei der blauen Zwangsjacke, da hakte es aus. Futsch ist die Sonntagskluft mit Knickerbocker. Er steht abends in der Kammer vorm Schrankspiegel, mustert seine anständigen Waden, sieht die schönen Kniehosen in Schaufenster und möchte dem Sedlatschek ein paar klehen.

Der Sedlatschek ist unser nationalsozialistischer Betriebsobmann, seit zwei Jahren Nazi und deswegen eifriger als die alten, die schon zu rosten anfangen. Nach dem Märzrummel lief unser Direktor brauner an als Hitler selber und machte den Sedlatschek zum Vorarbeiter. Seitdem plagt der vor Ehrgeiz und hat sich auch einen persönlichen Traum zugelegt: er, an der Spitze des Betriebs, alles in blau — und der NSBO-Vorstand sagt: „Da, seht euch den Sedlatschek an! Der hat seinen Betrieb in Schwung!“ Jede Woche kassiert er pro Mann zwei Mark für Leys Zwangsjacke. So in Massenbestellung würde es vier Mark billiger. Er hat schon bei einigen Schneidermeistern akkordiert. Einer ist sein Schwager. Und wieviel Prozent kriegt er von den anderen?

Aber Sedlatschek will nicht nur ein organisatorisches Genie sein — nein, er dichtet auch. Seine erste Frau soll dran gestorben sein. Aber durch die blaue Jacke ist bei ihm offen-

bar noch eine Ader geplatzt. Er bedichtet die neue Uniform von hinten und von vorne. Einige dieser Ergüsse erschienen im Naziblatt. Nichts bleibt diesen Lesern erspart und uns auch nicht: wer Samstags seine zwei Mark nicht abgeliefert hat, kriegt eine Mahnung in die Hand gedrückt, mit einem Verschen drauf. Etwa von der Art: Kummer breitet sich nicht aus, hast Du den Festanzug im Haus...

Am schwierigsten hat ers mit Wuylich. Das gibt immer ein Gefluhe. Sedlatschek drückt ihm eine Mahnung in die Hand, geht rasch an der Werkbank weiter und Wuylich liest: „Die Welt ist Lug, die Welt ist Trug — fest bleibt der Einheitsfestanzug!“ Wuylich wird grün, schmeißt den Wisch unter die Werkbank und scharrt mit den Tretern drauf rum.

Der März ist vorbei, Wuylich hat erst zwölf Mark angezahlt, der Braune trifft ihn allein im Lagerraum, drückt ihm einen Zettel in die Hand: „Was nützt der arische Abne, ohne Festanzug kein Germane!“ Macht mal was gegen so'n dichterisches Talent! Wuylich packt den Wisch, finkelt den Obmann von unten her an und fragt listig: „Willst Du mir einen Gefallen tun? Ja?“ Und nun kommen Göy von Berlichingen, Brehms Tierleben, Drohungen und Verwünschungen, daß man den Krawall im Büro hören konnte. „Ich seh... auf eure Uniform! Hast Du Deine Prozente schon? Spitzhoben elende — — —“ Der Sedlatschek wird fahl, schaut sich um, niemand in der Nähe, er geht. Soll er den Mann ins Konzentrationslager sperren lassen? Wenn's ein Marxist wäre, ein vaterlandsloser Geselle, ein Politischer, einer von der Kommune, schön — aber so'n unbeschriebenes Blatt! Die hat der Obmann zu gewinnen, fordert die NSBO. Er setzt sich zu Hause hin und dichtet, und am nächsten Tag hat der Wuylich einen Zettel auf der Werkbank: „Kleider machen Leute — bedenk das und zahl heute.“ Denn Sedlatscheks Traum ist nun mal die blaue Betriebsmannschaft. Am ersten Mai soll sie am Nasenring vorgeführt werden.

Wuylich kennt den ersten Mai von früher her ein bißchen. Da ging er auch manchmal mit, ohne daß er recht wollte. Aber da kam jeder, wie er war, manche trugen Bluse und Arbeitstracht. Da gings nur um große Dinge: Völkerfrieden, Freiheit, Kampf für den Sozialismus — Hose wie Jacke waren gleichgültig. Wenn er jetzt vom ersten Mai hört, dann gehts in Poesie und Prosa um den „Einheitsfestanzug“, nichts vom Weltfrieden, nichts von Völkersolidarität, nichts vom Kampfe gegen den Kapitalismus. Die Nazis haben einen Tag für die Textilindustriellen draus gemacht...

Seit Wochen spüre ich, daß Wuylich das Saufen anfängt. Er sieht verschwemelt aus, riecht nach Fusel, räsoniert manchmal wie betrunken über die Werkbank hin: „Ich koje auf die Zwangsjacke... Sonntagskluft brauchen wir, keine Massenuniform... In die Wurst hacke ich den Kaffer...“ Ich merke, wie sich neben mir eine Katastrophe entwickelt. Während des Krieges soll er schon mal so'ne Periode durchgemacht haben — jetzt bringt ihn das „dritte Reich“ zum Saufen. Und diesmal ist die Sache gefährlich. Damals durfte er schimpfen — jetzt gleicht er einem Nachtwandler, der ab und zu polternd, drohend, schimpfend am Abgrund entlang tobt. Eines Tags wird er drin liegen... „Jawohl, aber nicht ohne Festanzug,“ beharrt der Sedlatschek.

Die Idealkonkurrenz

Frauen zwischen Gewehr und Kochlöffel

Vor einigen Monaten hielt der deutsche Propagandaminister Dr. Göbbels eine große Frauenrede. Sie gipfelte in dem Appell an die Frauenwelt, mit dem Manne in „Idealkonkurrenz“ zu treten.

Dieser Appell ist von den deutschen Frauen mit Begeisterung aufgenommen worden. Sie ließen sich vom Taumel des „erwachten“ Deutschland willig mitreißen. Vom Tatendrang besessen, zogen diese „nordischen Frauen“ durch die Lande und kündeten mit bewegtem Herzen die „großen Taten“ der „großen Frauen der Vergangenheit“. Jene Frauen, die an „unsichtbaren Fäden die große Politik regierten“ und die ebenso wie der Mann mit „dem Schwert“ wußten, Sie bedauerten es unendlich, „daß es umzugehen“ wollten. Sie bedauerten es unendlich, „daß es keine Heerführerinnen mehr gibt“. Sie wären bereit gewesen, sich mit ihrem Amazonenheer Herrn Göbbels vor die Füße zu werfen und appellierten an die Regierung, daß sie sich endlich wieder zu dem „wehrhaften Weib der Vergangenheit“ bekehre. Mit schierem Weiblick und in prophetischer Ekstase schwärmten sie: „Es wird aus unserem nordischen Blut eine Zeit kommen, in der es keine Berufswörter mehr für eine deutsche Frau gibt. Lediglich der soldatische Beruf wird heute dem Manne allein vorbehalten. Und doch werden wir endlich auch das weibliche Geschlecht wieder wehrhaft erziehen, wie es heute schon unsere erbtüchtigen Mädels ersehnen...“

Friedrich Kayßler

Der Präsident der Genossenschaft der Deutschen Bühnengenossenschaft hat Friedrich Kayßler in Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Theaterkunst anlässlich seines 60. Geburtstages zum Ehrenmitglied der Bühnengenossenschaft ernannt.

In den Ruhestand

Emeritierungen: Der Ordinarius für pathologische Anatomie und animalische Nahrungsmittelkunde in der veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Gießen Dr. Oskar Metzner ist auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt worden. — Der Polarforscher und Ordinarius für Geografie an der Universität München Prof. Dr. E. v. Davgalski ist auf sein Ansuchen von der Ver-

Auch Herrn Göbbels kamen diese „Sehnsüchte erbütigter Mädels“ zu Ohren. Und in seinem Unterbewußtsein erhob sich jenes „wehe, wenn sie losgelassen“ zu schauerlicher Größe. Er schritt sofort zur Tat — schon am nächsten Tage ließen die braunen Zeitungen einen empörten Protest los gegen den „emanzipierten Blödsinn“.

Die Frage „Schwert oder Kochlöffel?“ beantwortete er kategorisch mit „Kochlöffel“ und verwies die „nordischen Frauen“ in ihre Schranken, „um das deutsche Volk vor Fantastereien zu schützen, die uns außenpolitisch schaden können...“

Was das Herz voll ist, des fließt der Mund über. Neudeutsch: Wenn ganz Deutschland wiederhallt von dem Rufe „Volk ans Gewehr“, wer wollte es da der deutschen Frau verübeln, wenn sie nicht zurückstehen will hinter männlichem Tatendrang und nun ihrerseits nach dem Schwert ruft?

Herr Göbbels selber war es doch, der die „Idealkonkurrenz“ proklamierte; nun die „völkischen Frauen“ sie wirklichen wollen, droht er mit den „ausenpolitischen“ Folgen.

„Es ist ein eigen Ding um die Logik des deutschen Propagandaministeriums“ resumierte die „völkischen Frauen“. Und rauschten tief gekränkt in ihre Gemächer zurück.

pflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen befreit worden. Der erste Vorsitzende der Deutschen Philosophischen Gesellschaft Prof. F. Krüger (Leipzig) hat sein Amt niedergelegt. Den Vorsitz hat bis auf weiteres der Tübinger Philosoph Prof. M. Wundt, ein Sohn Wilhelm Wundts, übernommen.

Klimsch und Meid

Auf Vorschlag des preußischen Unterrichtsministers hat der preußische Ministerpräsident den Professor Frig Klimsch von den vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin-Charlottenburg zum Vorsteher eines Meisterateliers für Bildhauerei und den Professor derselben Schule Hans Meid zum Vorsteher eines Meisterateliers für Grafik bei der preußischen Akademie der Künste ernannt.

Rauschgifte

Von Georg Wilman

In Berg in der Pfalz wurden der nationalsozialistische Bürgermeister und vier andere Personen wegen Kokain-Schmuggels verhaftet; alle fünf gehörten einer internationalen Rauschgift-Schmuglerbande an.

Das Giftgeschäft wächst und blüht und gedeiht
In deutschen Vaterlanden.
Es ist fürwahr eine herrliche Zeit
Für Rauschgift-Schmuglerbanden.

Teils handeln die Herren mit Skopolamin,
(Für Leipzig beispielsweise)
Teils gehn Bürgermeister mit Kokain
Geschäftlich auf die Reise.

Da hat man doch jüngst in der fröhlichen Pfalz
Einige Herren ergriffen,
Die war'n statt wie üblich im Hopfen- und Malz-
Im Rauschgift-Handel begriffen.

Das soll uns nur recht sein, denn das Kokain
Ist doch nur für feine Leute.
Dagegen sollt man auch vom Leder ziehn
Gegen die andere Meute;

Herr Göbbels zum Beispiel, der Propagandist,
Vergiftet täglich und stündlich
Das bißchen, was noch zu vergiften ist,
Schriftlich sowohl als auch mündlich.

Auch die deutsche Presse (was sich so nennt)
Streut Gifte durch alle Spalten.
Ueberhaupt laßt im giftigen Element
Sich's am besten schalten und walten.

Und was Herrn Banse in Braunschweig betrifft,
Den braunen Aufrüstungslehrer,
Der hat eine ganze Sammlung von Gift,
Die machen das Leben uns schwerer.

Man sollte nicht gar zu zimperlich sein
Und entlasse den Berger Meister;
Er ist im Grunde kein größeres Schwein
Als die andern, und dann beweist er.

Daß Deutschland, trotzdem's aus dem Völkerbund
Protestierend hinausgetreten,
Noch immer lustig, fidel und gesund
In Weltverbänden vertreten.

Denn ist's auch nicht grade das Genfer Haus,
So ist es der Rauschgift-Weltbund.
Schließlich kommt das ja auf's selbe raus!
Die Hauptsache: es ist ein Geldbund!

Ein Briefwechsel

Ganz ohne Kommentar

Personen:

Professor Gumbel, einer der hervorragendsten deutschen Mathematiker, Professor an der Universität Heidelberg, vom „dritten Reich“ sofort entlassen, jetzt an der Lyoner Universität.

Professor Bieberbach, Ordinarius der Mathematik an der Universität Berlin und ein früher sehr angesehenen Gelehrter. Gegen die Absetzung von 200 Professoren der Universität Berlin (darunter seine Fachkollegen Einstein, Schrödinger, Haber) hat er keinen Widerspruch erhoben. Er arbeitet zur Zeit über „Mathematik und Rasse“.

Universität de Lyon, 8. 4. 34

Herrn Prof. Dr. H.

Aus Ihrer Zusendung ersehe ich, daß ich noch Mitglied der Deutschen Mathematiker-Vereinigung bin. Da diese, entgegen ihren Statuten, der Zerstörung der deutschen Wissenschaft keinen Widerstand entgegengesetzt hat, beüle ich mich, diese Mitgliedschaft aufzugeben und bedaure nur, daß ich dies aus Unkenntnis nicht bereits früher getan habe.
E. J. Gumbel.

Die „deutsche Wissenschaft“ reagierte prompt per Postkarte.
Berlin, 14. 4. 34

„Zur Antwort auf das gefällige Schreiben an Herrn H.: GOETZ VON BERLICHINGEN.
Was verstehen Sie von deutscher Wissenschaft?
(gez.) Bieberbach.

Universität de Lyon, 16. 4. 34

Herrn Prof. Dr. Bieberbach Universität Berlin

Ich bestätige den Empfang Ihres ungefalligen Schreibens und bedaure, im Interesse des Ansehens der Wissenschaft nicht im gleichen, neudeutschen Sauerdenton antwort zu können.
(gez.) E. J. Gumbel.

Das Bibliothekswesen in der Sowjetunion

Die letzte Sitzung des Zentralexekutivkomitees der Sowjetunion befaßte sich mit der Untersuchung des Bibliothekswesens. Seit der Revolution ist der Bücherbestand der öffentlichen Büchereien von 9 Millionen Bänden vor der Revolution auf 124 Millionen Bände 1932 gestiegen. — Für Kollektivwirtschaften, Betriebe und als Wanderbibliotheken für das flache Land gab es 1932 111 000 Einheiten, deren Leserschaft ununterbrochen wächst. Allein 1932 zählte man 15 Millionen Arbeiterleser. Für die weitere Entwicklung des Bibliothekswesens wurden zahlreiche Beschlüsse gefaßt, die in erster Linie die Heranbildung von qualifizierten Bibliothekaren sichern sollen.

Eine vergessene Insel

Von Jean Laurent

Paris, Anfang April.

2000 Kilometer von der südamerikanischen Küste, 10 000 Kilometer von der weuropäischen entfernt, liegt die Insel Tristan da Cunha verloren und verlassen im Südatlantik da. Als im Jahre 1919 ein englisches Schiff dort anlegte, und von dem furchtbaren Krieg berichtete, einem Krieg zwischen Gasen und Maschinen, schüttelten die Bewohner den Kopf. Sie wußten von nichts. Sie hatten den Krieg glücklich verschlafen. Als vorher zum letzten Mal ein Schiff dagewesen war, zählte man das Jahr 1913. . . Und doch sind es keine Wilden oder Halbwilden, die Bewohner von Tristan da Cunha, sondern ergebene Untertanen S. M. des englischen Königs, hörend auf das Gotteswort eines anglikanischen Pastors und stolz, eine Kolonie des weiten britischen Inselreichs zu bilden.

Als im Jahr 1919 das Schiff wieder anlegte, gab es auf der Insel kaum noch etwas zu essen. Tee, Mehl, Früchtekonserver waren ausgegangen, sogar die Seife. Denn auf Tristan da Cunha wächst nichts, die Tiere meiden die Insel, nur die Menschen haben sie aufgefischt. Der portugiesische Seefahrer und Abenteurer Tristan da Cunha hatte sie im 16. Jahrhundert entdeckt. 1816 nahmen die Engländer von ihr Besitz und die Nachkommen der damals gelandeten Seeleute bevölkern bis heute das früher gänzlich menschenleere Eiland.

Die großen Schiffe fahren an der Insel vorbei. Höchstens alle zwei, drei Jahre einmal landet ein Dampfer der britischen Flotte für ein paar Stunden in ihrem Hafen. Soeben meldet nun ein Kabel, daß das Luxusdampfschiff „Atlantis“ bei einer Weltreise auch auf Tristan da Cunha anlegte.

Das Erscheinen eines Schiffes am Horizont ist für die Inselbewohner das große Abenteuer ihres einförmigen Daseins. Sie erwarten keine Post, denn keiner hat Angehörige in der übrigen Welt. Aber sie lassen sich berichten, wie es draußen zugeht, und dann schütteln sie immer wieder den Kopf. So geht es schon seit hundert Jahren. Wenn das Schiff wieder fortfährt, tragen sie kein Bedauern im Herzen. Vor zwei Jahren waren sie genau 95 an der Zahl. Sie finden, daß sie miteinander besser auskommen, als die Völker über dem Meer. Deshalb hat auch noch keiner von ihnen jemals das Verlangen gehabt, die Insel auch nur besuchsweise zu verlassen. So leben sie auch friedlich patriarchalisch und ohne Technik genau so, wie man vor 100 Jahren gelebt hatte. Braute ihnen einmal ein Schiff ein modernes Gerät mit, so wiesen sie es zurück, weil sie es für überflüssig und schädlich hielten.

Auf der „Atlantis“ hatte sich diesmal der neue Pastor eingeschifft. So einen Pastor hatten selbst die ältesten Inselbewohner noch nicht gesehen. Er ist der reinste Taufensassa. Er kann nicht nur wunderschön predigen, sondern auch schadlosste Zähne fällen, die Kuhner so pflegen, daß sie mehr Eier legen, Häuler bauen und als strenger Richter einer Gemeinde vorstehen. Zudem bringt er noch einen ganz modernen, starken Radioapparat mit, der über 10 000 Kilometer hinweg die Insel mit England in ständigem Kontakt halten soll.

Man hat noch nichts darüber gehört, ob sich die Inselkinder mit dem unheimlichen Gerät befreundet haben. Vor fünf Jahren vollführten sie einen Sturm auf einen Radioapparat, weil er angeblich den Blitz anzog und sie überhaupt in ihrer Inselfriedlichkeit störte. Wir brauchen über solche Nativität nicht zu lächeln, die vielleicht höchste Klugheit ist, denn wie sollten sie sich mit einem Radioapparat abfinden, wo sie auch noch nie in ihrem Leben ein Pferd gesehen haben, geschweige denn ein Auto. Denn wild leben keine Pferde auf der Insel und noch nie hat ein königlich-britisches Schiff daran gedacht, eins da anzulanden. Es wäre übrigens ein richtiges Kreuz damit, denn auch das Gras ist spärlich auf Tristan da Cunha. Es ist uns durch Komfort, Ueberflüssigkeiten und tausend künstliche Reizmittel verwöhnten europäischen Menschen kaum begreiflich, wie man sein Leben in solcher Armut und Genügsamkeit verbringen kann.

Die Inselbewohner aber fragen nach nichts. Sie wissen nichts von höheren Ansprüchen und wollen auch davon nichts wissen. Sie werden geboren, gehen, wenn sie mündig sind, den Tag zur Predigt in die Kirche und sterben wieder still. Unzählige Wünsche kennen sie nur mit einer Ausnahme: nämlich wenn sich zwei verlobt haben. Da wollen sie ein eigenes kleines Haus aus Holz haben. Nun ist aber eben nichts auf Tristan da Cunha rarer als Holz. Drum beten nun die Brautpaare: „Herr, gib uns einen Schiffsbruch und

möglichst viele schöne Planzen, damit wir ein Haus für uns und unsere Kinder bauen können.“ Das einzige Holz, das es auf der Insel gibt, und wovon alle Häuser gebaut sind, besteht aus alten Bordwänden, Schiffsbänken und Warentisten, die das Meer nach Schiffsbrüchen ans Land wirft. . .

Leider ist den Inselbewohnern der Friede nicht mehr auf alle lange Zeit sicher. Tristan da Cunha ist eine verlorene Insel im Weltmeer und das gerade macht ihren Wert aus. Denn einmal die Flugzeuge den Südatlantik durchqueren, so ist das Eiland die ideale Zwischenlandungsstation. Dadurch gewinnt es auch strategischen Wert. England weiß, welche wichtigen Posten es damit in der Hand hat und deshalb läßt es die Einwohner nie ganz im Stich, um so zu verhindern, daß sich ein anderes Land für sie interessiert. Es ist neuerdings sogar die Rede davon, eine regelmäßige, einjährige Schiffsverbindung herzustellen, wie es zur Zeit vor den Burenkriegen der Fall war.

Vorzüglich aber haben die Bewohner genug Sorgen mit ihrem modernen Pastor. Was der nicht alles für Neuerungen und Umwälzungen herbeiführen will. So brachte er außer dem Teufelsradiorogerät auch noch ein Hasenpärchen mit: „Auf daß sie sich vermehren“, meinte er feierlich. Aber die „Tristanisten“ wollen nicht einmal jeden Tag frisches Fleisch essen. Der Inselälteste wies das Geschenk unerbittlich zurück: „Die Insel ist schon genügend von Ratten und Raben verunreinigt, wir wollen und nicht noch eine dritte Plage auf den Hals laden.“ Und damit überantwortete er das Hasenpärchen dem Küchenmesser. Auf drei Jahre wurde der Pastor nach der Insel geschickt, drei Jahre muß es die Insel mit ihm und er mit der Insel aushalten. . .

Sollen die Kleider wieder kürzer werden?

Paris, 18. April. Wieder ist ein wilder Kampf zwischen den Anhängern des kurzen und des langen Damenkleides entbrannt. Die „Kurzen“ rufen etwas von praktischer sein, vom Top der modernen Frau, von sportlich sein und wollen überhaupt mehr sein sehen. Aber dennoch sind die „Langen“ Sieger geblieben, sie haben diesmal ihre Beweise aus der Geschichte geholt: Das kurze Kleid ist keine Schöpfung der Praxis, sondern der Oekonomie. Im Jahre 1917 wandte sich die Frau des amerikanischen Kriegsministers an den französischen Botschafter in Washington, den sie als Fachmann in Modefragen betrachtete, und beklagte sich darüber, wie schwer es jetzt sei bei den Schwierigkeiten der Materialbeschaffung neue Kleider zu tragen. Der französische Botschafter wußte Rat: „Meine Dame, verkürzen Sie einfach die Kleider, dann brauchen Sie weniger Material!“ Die Dame entgegnete: „Aber alle französischen Modediktator bringen lange Kleider!“ Drei Monate später brachten auf Grund dieser Unterredung die französischen Modediktator kurze Kleider und die Welt trug sie. Heute aber, so sagen die Verfechter der langen Mode, haben wir keinen Materialmangel, wir brauchen Arbeit für unsere arbeitslosen Weber, darum Frauen der Welt, tragt die Röcke lang!

Die Männer von Kentucky dürfen nicht trinken

Kentucky war immer der trockenste Staat von Amerika, hier regieren die Frauenvereine. Die Abschaffung des Prohibitionsgesetzes ist fast spurlos an diesem Staate vorbeigegangen, und als Roosevelt allen anderen Staaten die Freiheit des Trinkens wiedergab, setzte sich der Gouverneur von Kentucky hin und erließ ein neues Dekret über den Verkauf von medizinischem Alkohol. Die Bedingungen zum Erhalt von Alkohol sind jetzt folgende: erstens darf jeder Arzt Rezepte anschieben, auf die sein Patient das kostbare Raß zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beziehen darf. Zweitens aber darf jede Person über einundzwanzig Jahren für sich selbst medizinischen Alkohol beantragen, jedoch mit der feierlichen schriftlichen Erklärung: „Ich bin dem Trunke nicht ergeben und während der letzten sechs Monate nicht wegen Trunkenheit verurteilt worden.“ Der berühmte Kentucky Rye Whisky, der in der Vorverbotszeit in ganz Amerika berühmt war, bleibt aber für die dürftigen Männer von Kentucky weiter verboten — zur Schadenfreude der Konkurrenz aus den Nachbarstaaten.

Letzte Vorstellung im Theater Staviskys

Paris, Mitte April.

„Mit einem Nöcheln laßt mich Euch sagen: Das ist vorbei, das ist vorbei. . .“ sang Rita Georg, der gefeierte Star des Theaters „Empire“, das Alexander Stavisky gehörte. Die Pariser summten den Schläger mit — aber die schöne Rita hat wohl kaum geahnt, wie wahr dies kleine Liedchen werden würde. Dede und leer stand das Theater im besten Viertel der Seinestadt, die Scherben waren eingeschlagen, die schreienden Reklameplakate hingen in Fetzen herunter. Die Pariser aber langten den Schläger weiter, er klang jetzt so ironisch und Rita Georg hat schon lange das schöne Frankreich verlassen.

Jetzt aber hat das Theater „Empire“ seine endgültige letzte Vorstellung gegeben, vor vollem Haus, vor einem angeregten Publikum, das aber die guten Pointen nicht beklatschte, sondern erregt durcheinanderschrie — es war eine Gastvorstellung im Feißhieb — seltsam, daß alle Geschäfte des Hochaplers mit diesem ominösen Gebäude in Verbindung stehen.

Die Kostüme des Theaters wurden zur Versteigerung gebracht, alle die bunten Kleider der Schauspielerinnen, der Mädchen vom Ballett. Der Auktionator rief aus: „Kostüme von großer Pracht und in bestem Zustand, gut eingemottet, fast nicht getragen.“ Man hatte immer mehrere zu einem Paket gebündelt, es war für die Käufer eine kleine Lotterie, denn der Auktionator gab nur ein großes ab.

Wer waren die Kaufstüchtigen? Neben vielen Neugierigen die Schaubudenbesitzer der Pariser Märkte. Hier bot sich für sie eine herrliche Gelegenheit, ihre Requisiten aufzuküpfeln, und bald werden die Aukrufer auf den Nummernplätzen stolz verkünden, daß ihre Truppe, eingekleidet von den ersten Pariser Modehäusern, konkurrenzlos sei, ja, daß sogar die Dame ohne Unterleib in der Abendtoilette der einst so gefeierte Rita für einen einzigen Franken zu bestaunen sei.

Die Versteigerung hat befriedigende Ergebnisse erzielt, einige tausend Franken sind in die notleidenden Kassen geflossen; beglückt zogen die Käufer mit ihren bunten Glitzerkleidern ab.

Das „Empire“ aber wird zum Kino — und in der ersten Wochenschau wird es unter anderem die Versteigerung der Kostüme Rita Georgs zeigen.

Draußen aber singen die Pariser: „Mit einem Nöcheln laßt mich Euch sagen: das ist vorbei, das ist vorbei. . .“

Väter stürmen eine Schule

Inieux-Rue, einem kleinen Dorf bei Rouen, haben die Schulkinder eine Schlacht erlebt, wie sie alle Kinder der Welt erträumen. Schon lange waren zwischen der Lehrerin und der Elternschaft Streitigkeiten wegen der Erziehung der Kinder ausgebrochen. Als die Lehrerin trotz der Aufforderung der Gemeinde ihren Posten nicht verließ, zogen die Väter geschlossen vor die Schule und besetzten das verfallene Schulhaus mit stürmender Hand. Bänke, Katheder und Tafeln wurden vor die Türe geschafft, und die Kinder, die aus der Entfernung dem Tun der Väter zusahen, konstatierten mit Begeisterung, daß Leute wohl die Schule ausfielen. Der Bürgermeister und die Lehrerin haben die vorgesezte Behörde angerufen und nun hat sich der Minister für Unterrichtswesen mit dem Sturm auf die Schule von Bieux-Rue zu beschäftigen.

Parademarsch mit nackten Beinen

London, 18. April. Während seines Aufenthalts in Südafrika mußte der Prinz Georg von England neben vielen Paraden auch die Parade der Kadetten von Robbessa abnehmen. In langen Gliedern ausgerichtet standen die jungen Schwarzen da, ihre Führer trugen stolz den Feß, sonst aber waren die zukünftigen Vaterlandverteidiger nur mit einem kurzen Hemdchen und Hose bekleidet, und als nun der Trommelwirbel erklang, warfen die strammen Jungens ihre nackten Beine im Parademarsch so hoch, wie das beste englische Garderegiment. Nur so einen schönen Anblick, wie bei den genauesten Soldatenschulen soll es nicht gegeben haben.

Napoleons Selbstmordversuch

Er nahm Opium in der Nacht vor seinem Thronverzicht

In einigen Werken über Napoleon I. wird die Tatsache verzeichnet, daß Napoleon in der Nacht zum 13. April 1814, wenige Stunden, ehe er auf den Thron Verzicht leistete, in Fontainebleau versucht hat, Selbstmord zu begehen. Diese Angaben wurden bisher immer für unverbürgte Gerüchte gehalten, weil niemand aus der unmittelbaren Umgebung Napoleons darüber Aeußerungen getan oder Aufzeichnungen hinterlassen hat.

Vor kurzem wurden in einem Privatarchiv in Paris die handgeschriebenen Aufzeichnungen des Generals de Caulaincourt, der als Begleiter Napoleons in England, und 1814 als Minister des Auswärtigen ständig in der nächsten Umgebung des Kaisers lebte, gefunden. Das Manuskript enthält viele bisher unbekannt Einzelheiten über die Ereignisse in den Jahren 1800 bis 1827, dem Jahr, in dem Caulaincourt gestorben ist. Ein Pariser Verlag hat sich der Memoiren des Generals angenommen. Der dritte Band, der jetzt erscheinen soll, enthält eine Darstellung des Generals über die Vorgänge in jener denkwürdigen Nacht im Schloß von Fontainebleau. Der Schilderung des Vertrauten Napoleons sei über den bisher nicht beglaubigten Selbstmordversuch des Kaisers folgendes entnommen:

Der letzte Wille des Korsen

„Der Kaiser ließ mich um 3 Uhr nachts zu sich rufen. Ich fand ihn halb liegend, halb sitzend auf dem Sofa seines

Salons. Im Zimmer brannte nur ein kleines Licht. Der Kaiser glaubte nicht, daß er noch länger leben könnte und bedauerte das Schicksal seines Sohnes, der jetzt dem triumphierenden und nur auf Kränkung bedachten Feind sich ergeben mußte.

„Nebenbringen Sie das der Kaiserin,“ fuhr der Herrscher fort und überreichte mir eine Brieftasche, die einen dicken Umschlag enthielt. „Die Kaiserin soll durch Sie erfahren, wenn ich nicht mehr am Leben bin, daß ich immer an ihre Treue geglaubt habe. Sie soll darum kämpfen, daß ihr Sohn Eugen Toscana bekommt. Das ist mein letzter Wille.“

Aber Sie müssen der Kaiserin noch sagen, daß ich glücklich sterbe, wenn ich daran denke, was sie mir alles an Freude geschenkt hat.“

Der Kampf mit der Vergiftung

Der Kaiser schien von seinen eigenen Worten sehr gerührt zu sein und blickte stinnend vor sich. Manchmal setzte er an, als ob er weitersprechen wollte, hielt dann aber plötzlich inne. Auf einmal begann er heftig aufzustöhnen. Ich eile zur Tür, um Hilfe zu holen, aber der Kaiser, von starkem Brechreiz gequält, hielt mich zurück. Plötzlich übergab er sich und drohte umzufallen. Ich fing ihn auf und berührte seine Stirn, die von eisigkaltem Schweiß bedeckt war. Der Kaiser erbroch immer aufs Neue und wandte sich in heftigen Schmerzen. Er verlor jedoch das Bewußtsein nicht.

Zwischen zwei Anfällen von Übelkeit schenkte er mir seinen Säbel und gab mir den Auftrag, sein Necessaire seinem Stiefsohn Eugen zu überbringen. Dann begannen die Anfälle ihn erneut zu schütteln, und es sah aus, als ob die letzte Stunde des Kaisers gekommen wäre. Ich sprang abermals auf, um Hilfe zu holen, aber Napoleon hielt mich wiederum zurück. Er rief aus: „Wie schwer ist es doch zu sterben, was für ein Unglück ist es, gerade im Augenblick, da man sich den Tod wünscht, eine kräftige Natur zu haben, die sich aus Leben klammert!“

Dann verfiel der Kaiser in eine Art Halbschlaf. Er warf sich hin und her, hielt zusammenhanglose Reden und rief immer wieder den Tod herbei.

Den wirren Reden entnahm ich, daß der Kaiser eine große Dosis Opium genommen hatte, das er seit dem russischen Feldzug ständig in einer Dose bei sich trug. Die Dose lag leer auf dem Boden.

Zwischen dem Befehl des Kaisers, das Zimmer nicht zu verlassen, und dem Wunsch, Hilfe herbeizuholen, hin- und her schwankend, versuchte ich, das Erbrechen weiter zu fördern. Nur wenn sich der Magen des Kaisers von dem Gift befreien konnte, ehe es richtig zu wirken begonnen hatte, konnte mein Herr gerettet werden. Auch der Kaiser schien daran zu denken, denn er versuchte immer wieder, dem Brechreiz zu widerstehen. Aber das gelang ihm nicht. Der Magen leerte sich immer mehr und nach dreistündigem harten Kampf mit dem Tod schien sich der Zustand des Monarchen zu bessern.

Ehe er in einen Erschöpfungsschlaf fiel, sagte er noch: „Also auch mit diesem Mittel kann ich dem Leben nicht entrirennen. Ich habe Opium genommen, weil dieses Gift den Ausdruck des Gesichts auch im Tod nicht zerstört. Hätte ich doch ein anderes genommen.“

Pariser Berichte

Pariser Straßenkalender

Die öffentlichen Konzerte der republikanischen Garde im Garten der Tuileries finden jeweils Sonntags nachmittags um 4 Uhr statt, das erste Konzert ist nächsten Sonntag. Im Luxembourg-Garten spielt Sonntag die Musik der Renault-Fabriken.

Am Samstag, 20 Uhr, spricht der französische Ministerpräsident M. Doumergue im Rundfunk. Die Rede wird auf alle Sender übertragen.

Vom 2. bis 5. Mai finden wieder in Paris und in ganz Frankreich „Tage des Buches“ statt. Wer Werke über zwanzig Franken kauft, erhält ein Kinderbuch „Quel voyage“ als Geschenk. Der Präsident der Republik wird in den Salons des Cercle de la Librairie, 117, boulevard Saint-Germain, 15 Uhr, eine Ausstellung der Geschichte des Buches eröffnen.

Der berühmte amerikanische Schriftsteller Michael Arlen wird demnächst über London nach Paris kommen. Er hat einen neuen Paramount-Film „Come on Mariners“ vollendet.

Im Max-Linder-Kino wurde der erste Film mit Yvette Guilbert „Islandfischer“ uraufgeführt. Die berühmte Sängerin der Volkslieder gibt am Freitag, dem 27. April, im Chopin-Saal, 8, rue Daru, „eine Stunde mit Liedern“.

Ein neues Buch Trotzki

Wie bekannt wird, hat Trotzki, dessen Villa von Journalisten und Fotografen belagert wird, ein Buch über Lenin nahezu vollendet.

Der neue Zoologische Garten in Paris

Ueber den neuen Zoologischen Garten von Vincennes, der im Sommer dieses Jahres eröffnet wird, wird jetzt bekannt, daß das Gelände an der Porte Dorée 14 Hektar groß sein wird. Der See von Daumesnil ist in dieses Gelände eingeschlossen.

Der neue Zoo, den das Museum für Naturgeschichte errichtet, wird die neuen Grundsätze der Tierhaltung im Freien, wie sie etwa Hagenbeck bei Hamburg und der Tierpark Hellerau bei München verwirklicht hat, vollaus durchgeführt. Felsgrotten, mächtige Höhlen, dschungelartige Heimaten, viel Sand und tiefe Wasser bilden die Wohnorte der Giraffen und Kamele, der Kängurus und Seelöwen und wie sie sonst heißen. Die afrikanischen und asiatischen Elefanten zum Beispiel werden ein zyklisches Blockhaus bewohnen, das die Ausmaße eines Eingeborenentempels hat. Die Menschenaffen aber werden sich auf einem halben Dutzend Eilande flink bewegen, auf deren Wassern rosarote Flamingos träumen. Auf dem höchsten Punkte, einem künstlichen Hügel von achtundsechzig Metern Höhe, von wo man einen schönen Ausblick auf Paris hat, werden Gebirgstiere das Gestein ihrer Heimat vorfinden, insbesondere wilde Schafe, Bergziegen und Gemsen. Die Felsen selbst sind mit den buntesten Farben einer pittoresken Höhenlandschaft angemalt.

Die Tränken und Tröge können gefüllt und gereinigt werden, ohne daß die Wärter die Käfige zu betreten brauchen. Die Tiere können auch durch eiserne Gitter, durch kleine Fensterchen, wie sie in den Gefängnissen der Menschen üblich sind, betrachtet werden. Allerdings müssen diese „Fensterchen“ natürlich bei den Elefanten und Nilpferden recht ansehnlich sein, und ebenso deren Türen. Ein Gang für die Wärter und einer fürs Publikum sind mit aller Raffinesse ausgestattet.

Für die Tiermaler sind besondere Gelegenheiten geschaffen worden, von denen sie die edel in der Ruhe hingestreckten Raubtiere beobachten können. Die Giraffen besitzen Futterkrippen in verschiedener Höhe, je nach der Länge ihres Halses, Jugendfürsorge auch hier. Die Elefanten, die die Angewohnheit haben, mit ihrem langen Rüssel elektrische Leitungen durch Umdrehen der Knöpfe anzustecken oder auszuschalten und dergleichen, sehen sich vollkommen kahlen Wänden gegenüber. Die Gebirgstiere endlich können, ohne in die Ebene klettern zu müssen, oben auf den Felsen schlafen, da Abgründe und Tiefen für sie gebaut sind.

Selbst für die Mastodonten, die Ueberbleibsel an Ur-tieren, ist indirektes elektrisches Licht vorhanden. Ferner

Ein Charakter

Von Walter Kell (Paris)

Ein Mann steht auf zur Verteidigung der französischen Demokratie. Furchtlos erhebt er seine Stimme, kühn wirft er die Brust dem Ansturm der Faschisten entgegen. Hören wir ihn selbst:

„Der faschistische Front tritt eine geschlossene Front der Republikaner entgegen . . . offene Verschwörung der Maurras, Taittinger und La Rocque gegen das Regime . . . Ist es wahr, daß die Sureté Générale Listen von Geiseln und Verdächtigen besitzt, die von den „Croix de feu“ aufgestellt wurden und daß man für die Bedrohten schon Konzentrationslager hergerichtet hat? . . . Stimmt es, daß die „Croix de feu“ ihre Organisation verbessern und Sturmtrupps bewaffnen? . . .“

Wie sollte nicht das Herz jedes Antifaschisten höher schlagen, wenn er solch flammende Anklage liest! Wie freut ihn das tapfere Bekenntnis dieses Mannes zu Freiheit und Demokratie! Schade nur, daß der Held ausgerechnet Louis Thomas heißt.

Für diejenigen, denen der Herr noch nicht vorgestellt sein sollte: Louis Thomas ist einer von jenen französischen Journalisten, die im Laufe des vorigen Jahres „zwecks objektiver Berichterstattung“ nach Berlin gebeten wurden und restlos begeistert zurückkehrten. Louis Thomas, das ist der Mann, der mit dem rabiaten, aber ehrlichen Reaktionär Léon Bailby den „Le Jour“ gründete und dann mit Schimpf und Schande davongejagt wurde, weil es die Spagen von allen Dächern Paris pfliffen, daß er im Solde von Göbbels-Thyssen steht. Louis Thomas, das ist der Mann, der nach solchem Mißgeschick zu der bürchigten Zeitung „Midi“ des Stavisky-Hehlers Pierre Darius stieß, um darin jene Schimpfkanonade gegen die deutschen Emigranten loszulassen, deren Unflätigkeit ergraute Müllkutscher zum Erröten brachte. Louis

Tél. Trinité 43-13
Métro Pigalle

Deutsche Poliklinik

Paris, 62, Rue de la Rochefoucauld

a) Allgemeine Konsultationen mit 9 Spezialisten
innere Medizin, Augen-, Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten, Röntgen, Diathermie, Elektrotherapie, Spezialbehandlung bei Bluth. Harn- u. Geschlechtskrankheiten

b) Chirurgie

Zweistöckiges Sanatoriumsgebäude, Vierstöckiges Gebäude, Zimmer Klein-, mittlere und große Chirurgie, Die allermodernste Einrichtung umfasst 2 Operationssäle.

c) Geburtshilfliche Klinik

Zweistöckiges Gebäude, Zimmer mit 1 bis 4 Betten, 1 Aerob., 1 Heb- u. 1 Operationsstille.

d) Zahnärztliches Kabinett

Zahn- und Mundchirurgie, Gold- und Porzellanarbeiten, -Reparatur, Kautschukarbeiten

Ordination täglich von 9-12 und 2-5; Sonntags und Feiertags von 10-12 und 2-4 Uhr

Steuerfragen Gesellschafts- gründungen

Wenden Sie sich an

F. BRIQUEU LICENCIÉ EN DROIT

ehemaliger Kontrollleur des direkten Steuern
beraten, um vom offiziellen Standpunkt aus beraten zu werden.

25, Bd. Bonne-Nouvelle,
PARIS (2). Telefon Louvre 22-93

Drs. G. und M. Spitzer

1 Avenue de la République, Paris, Métro
République, Tel. Oberkampf 66-23.
Sprechstunden: 1-3 und 5-8 Uhr
auch, Geschlechts-, innere und Kinderkrankheiten
Epilation Diathermie

Existenz

Mühle in Luxemburg mit Wasserkraft und
Fischerel, zur Einrichtung eines Touristen-
und Wochenendheimes geeignet, günstig zu
verkaufen, Mittellos unerwünscht, Anfrag. an
die „Deutsche Freiheit“, Saarbr., untl. Sch. M.

INSERIEREN BRINGT GEWINN

Der Erfolg
liegt in der
Reklame!

Insrieren Sie deshalb in der
„Deutschen Freiheit“

gibt es Zentralheizung, ein Krankenhaus, Laboratorien und alles, was für die moderne Zoologie nötig ist.

Die Bauten sind von dem Pariser Architekten Letrosne errichtet. Der Direktor des neuen Pariser Zoo ist der Professor Urbain, und M. Bullier ist der Veterinär. Man erwartet mit Bestimmtheit, daß sich auch die scheuesten und wildesten Tiere in Vincennes, ohne die Gefangenschaft zu merken, vermehren werden.

Der neue Citroen

Die große Autofabrik Citroen, die vor einiger Zeit mit einem Riesenscandal für mehrere tausend Personen ihre neuen Hallen eingeweiht hat, befindet sich bekanntlich trotz dem gewaltigen Absatz ihrer Wagen neuerdings in einigen Schwierigkeiten. Der Inhaber des großen Hauses M. André Citroen hat jetzt mit einigem Optimismus einen neuen höchst eleganten 7 PS.-Wagen, in Verbindung mit Modellen von 8, 10 und 15 herausgebracht und dabei der Presse erklärt: „Unsere neuen Montage-Bänder, zwei in Javel (in der bekannten Pariser Fabrik an der Seine), eine im Vorort Levallois gestatten uns, 50 000 Wagen mehr als im Vorjahre zu verkaufen. Diese Zunahme geht jedoch nicht auf Kosten unserer Konkurrenz, da wir unsere Ausfuhr entwickelt haben und der Gebrauch des Autos zunimmt, weil wir dem Publikum die Wagen geben, die es erwartet.“ Sicher ist der neue Typ von besonderer Schönheit.

Neues französisches Strafgesetzbuch

In der französischen Republik wurde Ende 1933 ein Ausschuß von Strafrechtlern eingesetzt, um eine Aenderung des Code Pénal herbeizuführen. Diese Fachkenner haben jetzt den neuen Entwurf nach zweijähriger Arbeit und hundert Sitzungen dem Justizministerium unterbreitet. Das neue Strafgesetzbuch, das juristisch von außerordentlichem Interesse ist, wird der Kammer nach ihrem Zusammentritt zugehen.

Vorsitzender des Ausschusses war M. Matter, der Generalstaatsanwalt des Kassationshofes, Berichterstatter ist der Rat J.-A. Roux. Derselbe Ausschuß wird auch eine neue Prozeßordnung ausarbeiten.

BRIEFKASTEN

Hd. jur. London. Ihrem Briefe entnehmen wir: Die deutschen Propagandakräfte für das Ausland überschreiten zur Zeit die englischen Universitäten mit Werbeschriften, in denen die englischen Studenten aufgefordert werden, im Sommer Deutschland zu besuchen. An der Hochschule für Politik sollen im August zahlreiche Vorträge in englischer Sprache über die nationalsozialistische Revolution, die Judenfrage, den Warrismus, die nationalsozialistische Staatsauffassung, die deutsche Außenpolitik, das deutsche Meer und die SA, gehalten werden. Für englische Lehrer soll ein zwei Monate langer Kurs über Rassenlehre, Arbeitsdienst und Wehrsport ge-

Thomas, das ist der Mann, der mit dem so erarbeiteten Reichsmarkkonto den bis dahin schroff hitlerfeindlichen „Cri du Jour“ kaufte und in eins der offiziellen Naziblätter von Paris umformte. Es ist das endlich der Mann, der den Charakter besitzt in einem solchen Organ die oben zitierten „Tage zur Ehre der Demokratie“ zu schreiben.“

Es kam die fürchterliche Devisenklemme der Reichsbank und Göbbels' Goldstrom floß dünner. Trauernd sieht Herr L. Thomas die letzten Felle wegschwimmen. Stavisky ist tot, die ganze Brüderschaft „sitt“ oder rauft sich die ergrauenden Haare und nun steht auch noch der andere Kommandant des Herrn Thomas, die Firma Hitler, vor der nackten Pleite! Was tun, großer Gott, was tun?

Herr Louis Thomas wußte, was tun? Er tat, was Leuten seines Schlages in solcher Lage einzufallen pflegt: Er unternahm einen Erpressungsversuch. Dabei verfuhr er mit der großartigen Technik des klassischen Pariser „maitre-chanteur“. Wenn die Sache trotzdem schief ging, so lag das ausschließlich daran, daß er sein Opfer schlecht gewählt hatte, denn Madame Hanau, der die Rolle der „Singerin“ (Zahlenden) zugezählt war, versteht sich zu wehren.

Der „Cri du Jour“ des Herrn Thomas erscheint jeden Samstag Morgen. Am Freitag, dem 30. März, nun, also am Vortage einer der letzten Ausgaben, wurden Frau Hanau durch Boten Probeabzüge ins Haus zugestellt, die eine massive Karikatur und ein verleumderisches Pamphlet gegen sie selbst enthielten. Kurz danach rief ein „Unbekannter“ an und erlaubte sich Madame Hanau zu fragen, was sie zu tun gedenke.

Frau Hanau tat das einzig Richtige: Sie übersandte die Probeabzüge“ nebst Klage wegen Erpressung dem Untersuchungsrichter. Wieder winkten die Pforten der „Sante“ einer Blüte des Pariser Hitler-Journalismus. Unsere Wünsche begleiten ihn.

*) Nummer 327.

halten werden. An der Marburger Universität sind ebenfalls Vorlesungen für Engländer über das neue Deutschland vorgesehen. Für die Reisen werden Fahrtvermäßigungen versprochen. — Man sollte außerdem den Engländern vorschlagen, einige Tausend deutsche SA-Garnisonen zu übernehmen, damit sie den deutschen Faschismus nicht nur in der Theorie, sondern ein wenig auch in der Praxis genießen können.

W. Saargemünd. Ihre „Ähnung“ ist richtig. Es ist ein verdauliches geistliches Lied, das die Nazis für ihr barbarisches Gefangenschaftslied gemacht haben. Das Gedicht ist eines der unigen geistlichen Lieder von Kavalis und sein ursprünglicher edler Wortlaut ist:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt;
Weiß ich nichts von Liebe,
Fühle nichts als Kradacht, Lieb und Freude.

Das Lied richtet sich also an Jesus und nicht an Hitler, den viele seiner Anhänger allerdings über den Heiland der Christen stellen. Das Lied von Kavalis müßte übrigens für alle Nazischriten ein Drexel sein. Es lautet an anderer Stelle:

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland . . .

Von Blut und Boden und Rasse also keine Spur! Dafür allerdings von echtem Christentum.

„Antisemit“. Sie irren sich. I. werden Sie uns nicht so leicht einen Christen nachsagen können, der das sehr schwere, wenn nicht ganz unerfüllbare Gebot der Feindschaft durchhalten mußte; 2. finden Sie eine ähnliche religiöse Ethik schon lange vor Christus in den Sprüchen Salomons, Kap. 26, Vers 21 und 22: „Hungert deinen Feind, so freße ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.“

Tenn du wirst feurige Kohlen auf sein Haupt häufen, und der Herr wird dich vergelten.

Ähnen und Jbsregleichen täte es überhaupt gut, sich ob und zu in den Sprüchen Salomons umzauten. Die Weisheit dieses Buches ist unerforschlich und zeitgemäß wie je. Schon damals gab es dieselben Menschenjorten wie heutzutage: Wenig Weisheit und unzählbar viele Narren.

Dr. med. S. Paris. Ihnen verdanken wir die Uebersetzung von Zeitungsberichten, denen zufolge Professor Schöde in seiner Eröffnungsrede zum Kongreß der Deutschen Orthodoxen Gesellschaft u. a. gesagt hat, es sei die „Kudgratpflanze, die Erziehung zur frommen Haltung“ als die wichtigste Aufgabe der deutschen Orthodoxie. „Sie muß sinngemäß gleichzeitig auch der Seelenorthodoxie, der Befämpfung demokratisch-liberalistischer Kudgratverkrümmung dienen.“ Auch ein gewiger Prof. Dente wußte Ergeistliches zu erzählen: man müge das Volk nicht nur möglich geschickt „im Hauen, Schießen und Stechen, sondern auch möglich geschickt im Marschieren machen“. Es müge ausgebildet werden „zu dem unermüdeten, harten Schritte, welcher in der Völkerwanderung das große Weltreich der römischen Imperatoren und in unsern Tagen die neueste, schwarze Kopie desselben (Frankreich) über den Haufen marschieren hat“. — Banke ist eben nur ein er von sehr vielen Kriegsproroforen in Deutschland.

Vaul V., Basel. Rein, wir lesen das Organ des Reichsverbandes der deutschen Presse nicht mehr regelmäßig. Es widert uns an. Trotzdem haben Sie natürlich recht: man müge die „Deutsche Presse“ immer lesen, um sich von dem heutigen Zustande deutscher Journalistik zu überzeugen. In Nr. 15 ließ man folgende Notizen:

Schriftleiter Erich Holz vom Deutschen Nachrichtenbüro in Danzig, bisher Pressereferent der SA-Standarte 128, wurde zum Leiter der Abteilung 3 (Presse) beim Stabe des SA-Standort Danzig ernannt.

Schriftleiter Kurt Rehner, Konstanz — früher Pressereferent der Standarte 114 —, wurde zum Pressereferent der Brigade 156 ernannt. An seine Stelle trat Schriftleiter Erich Horn, ein bewährter Kämpfer der Bewegung.

Sie wundern sich, daß auch die Brigaden und Standarten ihre eigenen Schriftleiter und Pressereferenten haben. Wir nicht. Nur die ältesten deutschen Redakteure, die in Nahrungsfragen an ihren Fesseln hängen und sich denken, schütteln noch manchmal die Köpfe darüber, was aus ihrem geliebten Beruf geworden ist.

Franzfurter. Sie schreiben uns: „Zum 80. Geburtstag des verstorbenen Erfinders des Salvorians, Paul Ehrlich, sollte hier eine schlichte Gedenkfeier stattfinden, die jedoch von den Behörden verboten wurde, da Ehrlich Jude gewesen sei. — Hier heißt es: „Ehrlich“ währt am längsten. Es gibt nicht wenige unter der braunen Bonzokratie, die dieser jüdischen Erfindung ihre kämpferische Wiederbelebung zu verdanken haben.“

Aufgreiber. Ihrem Briefe entnehmen wir: „Aus acht Großstädten des Ruhrgebietes wurden 3870 Kinder, weil sie durch politische Bewegung im Elternhaus verwirrt seien, ihren Eltern abgenommen und nach Pommern und Schleswig-Holstein aufs Land als Landhelfer geschickt!“ — Das bedeutet also eine Art Konzentrationslager für Kinder! Immer neue Teufelchen erkennen die in Deutschland herrschenden Wundenführer. Welch ein Haß wird doch von diesen Leuten ausgeht!

S. S., Stockholm. Sie übersenden uns einen Zeitungsausschnitt, dem wir entnehmen: „Auf der Jagd nach Doppelverdienern war man auch auf die Hebammen verfallen, die denen es sich bekanntlich meist um verheiratete Frauen handelt. Nunmehr ist eine Entschlung herausgefunden, nach der es sich hier ausnahmsweise nicht um ein ungerechtfertigtes Doppelverdienstverdienst handelt.“ — Können wir den Hebammen diesen Sieg.

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Johann P. in D. - weiter; für Inserate: Otto K. in Saarbrücken Notationsdruck und Verlag; Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken & Schützenstraße 2. — Schließfach 778 Saarbrücken.